BASTEI

STERNEN FAUST

Die Wahrheit über Dana Frost

Band 134 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Die Wahrheit über Dana Frost

von Sascha Vennemann und Susanne Picard

April 2271. Commodore Dana Frost, einst Captain der STERNENFAUST, musste ihren Dienst aufgrund einer rätselhaften Krankheit quittieren. Monatelang hatte Doctor Ash Tregarde versucht, mit Hilfe von Variationen des Naniten-Serums Zyto-Nan-Rep etwas gegen Danas Glioblastome auszurichten. Erfolglos. Wenn nicht bald ein Gegenmittel gefunden wird, hat Dana Frost nur noch wenige Monate zu leben. Doch jeder, der Dana Frost kennt, weiß: Sie gibt nicht auf. Sie wird bis zum letzten Tag gegen ihre Krankheit ankämpfen.

Diese Ruhe bringt mich noch um den Verstand!

Hier war es vollkommen anders als auf der Erde. Anders als auf Mauritius am Strand. Dort tobte das Leben. Palmenblätter raschelten im Wind, Vögel kreischten, die Wellen schlugen an den Strand, oft hörte man menschliche Geräusche – Musik, Lachen, Gesprächsfetzen.

Doch hier auf Sirius III war fast nichts zu hören, nichts außer einem Heulen des Windes. Er pfiff durch die bizarren Felsformationen, die in einen dunkelgoldenen, von Sternen übersäten Abendhimmel hineinragten. Hier, auf einer der Terrassen des Gästehauses, das zum St.-Garran-Kloster gehörte, war es besonders still.

Die unruhige Frau trat an die Brüstung des Balkons, der frei über dem Abgrund schwebte, und blickte die 14 Kilometer in die Tiefe. Dort unten schimmerte, leicht glitzernd, eine Wasserfläche, die aus flüssigem Licht zu bestehen schien: der mondbeschienene Kratersee. Über dem rund 28.000 Meter hohen Kratergebirge, das schneebedeckt und gezackt über ihr aufragte, schienen zwei Monde am dunkelgoldenen Himmel, und ihr Glanz überdeckte beinahe den der Sterne. Einer der beiden Monde von Sirius III schien jede Nacht, und da der größere von ihnen, der Potolo, von hellem Quarzsand bedeckt war, reflektierte er das Licht von Sirius Alpha zu einem hohen Prozentsatz.

Wie mochte die Landschaft in der viel dichteren und nebligeren Luft dort unten wohl aussehen? *Die Kraterwände werden viel weiter aufragen als hier. Und selbst hier ist das Panorama des Shigatse-Gebirges noch absolut umwerfend.*

Es war hell und angenehm warm. Unruhig rückte sie sich den Liegestuhl zurecht. Heute Nacht würde sie versuchen, hier draußen zu schlafen. Vielleicht gelang es ihr diesmal, etwas Ruhe zu finden.

Eine leichte Decke würde ihr genügen. Es war Sommer. Zudem befand sich das Kloster der Christophorer-Bruderschaft etwa auf Äquatorhöhe.

Seufzend legte sie sich hin und warf einen Blick auf die beiden Monde, von denen der kleinere zur Hälfte hinter den Türmen des Klosters verschwand. Das Kloster wirkte in seiner halb neogotischen und halb altsirianischen Architektur beinahe ein wenig bedrohlich, ein Effekt, der durch die Position des Gästehauses unterhalb des Klosterplateaus noch verstärkt wurde.

Wie ein großes Grab, ging es ihr durch den Kopf. *Wie ein Grab für einen großen Herrscher.*

Oder für Dana Frost, den Captain der STERNENFAUST.

Den ehemaligen Captain *der STERNENFAUST*, verbesserte sie sich in Gedanken.

Dana Frost war plötzlich viel zu warm, daher strampelte sie die flauschige Decke ans Fußende der Liege. Sie sah erneut zu den weit

in den Himmel aufragenden Türmen hinauf. Dann schloss sie für einen Moment die Augen.

Früher baute man gotische Kathedralen und Dome, um sich irgendwelchen Gottheiten näher zu fühlen. Ich habe mich immer gefragt, warum diese Gläubigen dafür nicht einfach in die Gebirge gegangen sind, so wie die Tibeter. Dana blinzelte im goldenen Mondlicht und sah hinauf zu den schneebedeckten Gipfelgraten des Ringgebirges. Die Luft, die sie tief einatmete, roch ein wenig nach Staub und Schnee.

Ich war an so vielen Orten der Welt. Auf Namban, auf Ebeem, auf Karalon, und das sind noch die bekanntesten und damit belanglosesten. Aber ich habe das Gefühl, auf keiner dieser Welten war ich lange genug, um wirklich ihre Atmosphäre einzuatmen. Ich wollte immer nur so schnell wie möglich zurück ins All.

Dana hielt für einen Moment angespannt die Luft an, als sie erneut an den Grund ihres Aufenthaltes denken musste.

Ich bin hier, weil ich tödlich erkrankt bin, ging es ihr durch den Kopf, so, als habe sie die Wahrheit noch immer nicht ganz begriffen und wolle sich wieder und wieder daran erinnern. *Ich werde sterben.*

Die harmonische Atmosphäre des St.-Garran-Klosters war an sie vergeudet. Sie fühlte sich wie ein Kandidat, der in einer Todeszelle auf seine Hinrichtung wartete, während man ihn mit sanfter Musik und schönen Landschaftsbildern zu verwöhnen versuchte.

Dana dachte an den von schwarzer Lava und buntem Sand bestimmten Planeten der Starr, Namban – *den habe ich nie lange besucht, dabei hätte ich gerne mal länger die toten Vulkane gesehen, die in die Stadtlandschaft integriert wurden. Ash hat ja lange dort gelebt, er meinte, diese Form der Architektur sei absolut sehenswert* – und an die angeblich so wunderbaren Gärten von Ashkeran auf Ebeem.

Doch egal, ging es ihr durch den Kopf. Das *würde ich genauso wenig genießen können wie den Aufenthalt hier*.

In diesem Moment erklang aus der geöffneten Terrassentür ihrer Suite eine melodische Tonfolge. Sie schloss für einen Moment die Augen, stand dann aber auf und ging zum Tisch hinüber, auf dem eine kleine Touchscreen-Tastatur neben einer Karaffe mit Wasser stand. Sie berührte das Feld für den Türöffner und goss sich ein Glas Wasser ein.

Als Dana hörte, wie ihr Gast den weiten, mondbeschienenen Balkon betrat, sagte sie, ohne aufzusehen: »Guten Abend, Meister William.«

Ein leises Lachen erklang hinter ihr. »Sie sind erst zwei Wochen hier, Dana, und schon versuchen Sie, uns Brüder beim Gedankenlesen zu übertrumpfen.«

Dana wandte sich Meister William zu und lächelte verschmitzt. »Ich dachte, Sie und der Abt bestehen darauf, dass Sie das gerade nicht können, Meister William.«

Meister William trug eine dunkelgraue, grob gewebte Mönchskutte aus synthetischem Leinen, die nur von einem Strick um den Leib gehalten wurde. Er trat zu Dana an den Tisch, nahm sich ebenfalls

ein Glas und schenkte sich ein wenig Wasser ein. »Das Wasser aus dem Kratersee. Es schmeckt leicht salzig, ist aber sehr gesund.«

»Dann ist es ja genau das Richtige für mich.«

William schwieg und trank noch einen Schluck. Dann setzte er das Glas ab und ging an die Brüstung, die wie der Balkon direkt aus dem Stein des Berges geschlagen worden war.

Dana sah nachdenklich hinter ihm her. *Er will mir etwas sagen und weiß nicht, wie er das tun soll. Sicher liegen die Ergebnisse meiner Untersuchungen vor.* Es war merkwürdig. Jetzt, da sie mit einer schlechten Nachricht rechnete, fühlte sie sich ruhiger als vor wenigen Minuten. *Brauchst du die Katastrophe, um zur Ruhe zu kommen? So wie an dem Tag, als Ash dir mitteilte, dass er aufgab? Als du in einem waghalsigen Manöver versucht hast, die beiden Jägerpiloten aus dem Fixstrom zu retten?*

Sie ging zu William Beaufort hinüber, der zum höchsten Turm des Klosters hinauf starrte. Dana wusste, dass Abt Daniel dort sein Büro hatte.

Sie legte William die Hand auf die Schulter. »Abt Daniel kann Ihnen, fürchte ich, auch nicht helfen bei dem, was Sie mir sagen müssen«, sagte sie, und ihre Stimme klang fast schon humorvoll.

William nickte langsam. »Da haben Sie wohl recht. Meister Ndidi und seine Mitarbeiter haben in den letzten Tagen rund um die Uhr die Ergebnisse Ihrer medizinischen Scans analysiert.«

Dana schwieg und ließ William Zeit, für sich die richtigen Worte zu finden. Sie war sicher, dass er sich lange überlegt hatte, was und vor allem wie er ihr das alles sagen wollte. *Vielleicht kennt er die Ergebnisse auch schon länger, ich bin sicher, das Klinikum für Neurologie der Brüderschule für Analysen braucht weniger als zehn Tage, um erste Ergebnisse zu liefern.*

William Beaufort musste sich räuspern. »Leider konnten auch Meister Ndidi und seine Leute nichts anderes feststellen, als dass sich die Glioblastome weiter ausbreiten.«

»Dann werde ich wohl doch über eine – wie heißt es doch – antiquierte Methode der Behandlung nachdenken müssen.«

»Ich kenne die Überlegungen«, erwiderte Meister William. »Meister Ndidi nannte diese Methoden steinzeitlich. Ich glaube, seine exakten Worte waren, man könne Ihnen genauso gut eine Keule über den Kopf ziehen und auf medizinische Wirkung hoffen.«

»Bei der Wut, die ich auf diesen verdammten Tumor habe, würde ich die Keule am liebsten selbst schwingen.«

»Ich habe Nachforschungen angestellt. Die Nebenwirkungen sind haarsträubend …«

Dana überlegte einen Moment. »Sie kennen mich. Ich bin eine Kämpfernatur. Alles ist besser als dieses grauenvolle Nichtstun.« Sie starrte auf eine kleine Flechte, die sich auf dem Steinsims vor ihr in den rötlichen Granit gekrallt hatte.

»Ich weiß«, erwiderte William. »Ich spüre Ihre Unruhe. Ihre

Unentschlossenheit.«

»Captain Dana Frost hat ihren Meister gefunden. Einen Gegner, der sie zur Passivität verdammt.«

»Ich habe mit Abt Daniel gesprochen«, führ William fort. »Er gestattete mir und Meister Ndidi, geheime und sonst unter Verschluss gehaltene Unterlagen einzusehen und dort nach einem Mittel zu suchen. Alte j'ebeemsche Schriften und auch medizinische Dateien der Dronte. Wie Sie selbst wissen, Dana, waren die Dronte, was die Medizin angeht, besonders weit entwickelt. Aber wir haben nichts gefunden.«

Dana starrte weiter auf die Flechte, die sich in dem goldenen Licht der Monde wohlzufühlen schien. William holte Luft und Dana hörte, wie seine Kutte raschelte. »Dana, es tut mir so leid.«

Dana antwortete nicht sofort. »Wissen Sie«, sagte sie dann, »am liebsten würde ich diesen Planeten verlassen und irgendwohin gehen. Ich war so lange im Weltraum, auf Raumhäfen, auf Stationen oder in Raumwerften, dass ich verlernt habe, mich auf einem Planeten heimisch zu fühlen.« Dana hörte sich selbst sprechen, als gehöre die Stimme nicht zu ihr. »Und in dieser Ruhe beginnen meine Gedanken nur noch mehr zu kreisen.«

Dana fühlte, wie sich ein Arm sanft um ihre Schultern legte. »Manchmal gibt es kein größeres Gift für einen erschöpften Geist als einen untätigen Körper.«

Dana Frost nickte.

»Und manchmal muss man einen langen Weg gehen, um zur Ruhe kommen zu können. Es ist das, was einige von uns hin und wieder tun.« Er pausierte kurz und fügte dann hinzu: »Es ist etwas, das *ich* hin und wieder tue.«

»Ich bin für jeden Vorschlag offen«, erwiderte Dana.

»Ich spreche von dem St.-Garran-Pfad. Ein Tagesmarsch.«

»Eine Bergwanderung?«, fragte Dana.

»Die Sie nicht unterschätzen sollten. Man muss seinen Verstand auf den Weg fokussieren. Wir sprechen von über 21 Tausend Höhenmetern.«

»Klingt wunderbar.«

»Die dünne Luft sorgt für so manchen Schweißausbruch.«

»Klingt noch besser.«

»Auf manchen Strecken brauchen Sie eine Sauerstoffmaske!«

»Das wollte ich hören!«

»Und die Luft ist eisig.«

»Wann kann ich aufbrechen?«

Meister William musste nun endlich schmunzeln. »Ich habe Abt Daniel um Erlaubnis gebeten, Sie zu diesem Pfad führen zu dürfen. Normalerweise ist der Pfad nur den Christophorer-Mönchen vorbehalten.«

»Wie es aussieht, werde ich mein Geheimnis bald mit ins Grab nehmen«, erwiderte Dana lächelnd.

»Und Sie werden einen Peilsender tragen«, betonte Meister William. »Er überträgt die ganze Zeit über Ihre Lebenszeichen.«

»Ich habe den Verdacht, dass die Mönche normalerweise keinen solchen Sender tragen«, erwiderte Dana.

»Das stimmt.«

»Dann will ich auch keinen.«

William lächelte. »Darüber gibt es keine Diskussion. Wenn Sie wollen, dass ich Ihnen den Pfad zeige, müssen Sie den Sender mitnehmen.«

Dana schmunzelte. »Wohin ist der junge und leicht schüchterne Bruder William verschwunden, der einst unter mir auf der STERNENFAUST gedient hat?«

»Er steht vor Ihnen«, antwortete Meister William sofort. »Und er hat seinen Willen stets durchgesetzt, auch wenn Sie das nicht immer gemerkt haben.«

*

Ihre Finger griffen um einen besonders zackigen Felsvorsprung. Zäh zog Dana sich ein Stück höher, heftete den Antigravmagneten an die bereits in den Felsen eingelassene Vorrichtung und schwang ein Bein auf den schmalen Felsbalkon.

Erschöpft kauerte sie sich auf den Boden, lehnte sich gegen den schwarzkristallenen Biotitfelsen und atmete tief durch.

Dann kramte sie ihren Höhenmesser hervor. Sie war auf einer Höhe von 20.736 Metern über dem Saluensee. Meister William hatte ihr empfohlen, spätestens bei 21.000 Höhenmetern die Sauerstoffmaske aufzusetzen. Wieder nahm sie einen tiefen Atemzug und genoss die eisig kalte Luft, die hier oben ein wenig nach Ozon und Eisen schmeckte. *Morgen werde ich die Maske verwenden.* Dann ließ sie sich für ein paar Minuten das hellgoldene Licht von Sirius A ins Gesicht scheinen.

Dana stand auf und kletterte weiter. Es würde noch ein paar Stunden dauern, bis sie einen der Rastplätze erreicht hatte, mit denen die Christophorer diesen Wanderpfad ausgestattet hatten. Diese Rastplätze waren selten mehr als einfache Felsvorsprünge, auf denen sich ein spezielles Thermozelt aufstellen ließ. Die hauchdünne Folie aus silikonbeschichtetem Stoff hielt den Wind ab, ließ aber dennoch Sauerstoff- und Stickstoffmoleküle hindurch.

Selbst ohne Peilsender hätte Dana sich vollkommen sicher gefühlt. Sie hatte schon immer Vertrauen in ihre Fähigkeiten gehabt.

Doch bis zum nächsten Rastplatz musste sie noch die nächsten 30 Meter an dieser Steilwand überwinden, danach sollte laut der Karte der Weg wieder etwas einfacher werden und sie würde rund einen Kilometer einen steilen Pfad hinaufwandern können. Die Wand vor ihr war einer der schwierigsten Abschnitte auf diesem Kletterpfad,

der in weiten Teilen eher einer Wanderstrecke entsprach.

Noch rund sechs Höhenkilometer hatte sie insgesamt zu überwinden. Dann würde sie den Pass des rund 28 Kilometer hohen Gipfelgrats des Shigatse-Gebirges erreichen. Danach konnte der Abstieg nach Hillarytown im Norgaykrater beginnen. Von dort flog jeden Tag ein Liniengleiter zurück zum Kloster. Meister William hatte erzählt, dass dieser rund sieben Stunden dauernde Flug beinahe genauso schön war wie die eigentliche Klettertour. *Wahrscheinlich ist es ziemlich befriedigend, die Strecke, die man erklettert und erwandert hat, noch einmal zu überfliegen.* Dana schloss die Augen, um sich vorzustellen, wie die Strecke wohl aus mehreren Kilometern Höhe aussah.

Die scharfe, kalte Luft schien ihr beim Nachdenken zu helfen. »Wenn die J'ebeem keine Methode gegen menschliche Krankheiten haben«, murmelte sie halblaut, »sollte mich das nicht wundern. Das j'ebeemsche Genom ist ein Saurier-Genom, also völlig anders als das der Menschen.« Dana krallte sich mit den Händen an einem Felsvorsprung fest. Es tat gut, ihre eigene Stimme zu hören. »Von den Dateien der Dronte allerdings hätte ich mir mehr versprochen.« Sie überlegte eine Weile, während Sirius A sich langsam den Gipfelgraten des Shigatse-Gebirges näherte.

Wer weiß mehr über das menschliche Genom und menschliche Zellen als Far Horizon, *die Wega-Universität oder die Sedna-Akademie?*

Die Genetics.

Dana schnappte nach einer Felsnase aus Quarz und zog sich mit einer Kraft daran hoch, die sie selbst überraschte.

Die Genetics sollen zur Hölle fahren!

Nach der Geschichte mit Jurij R. Diaz und der PFS-Verschwörung wusste Dana nicht, was sie mehr hasste. Die Genetics oder ihren Tumor.

Einen Meter nach dem anderen. Ein Griff, und noch einer …

Die Felsen hier sind wirklich schön, ein wenig schroff, aber durch die dünne Luft auch weniger abgeschliffen und erodiert als auf der Erde. Mit dunklem Biotit, einer Glimmerart, die von rötlichen Granitadern durchzogen ist.

Bei manchen dieser Felsformationen könnte man wirklich auf den Gedanken kommen, das Gestein sei einmal Teil eines Körpers gewesen, der sich dann in etwas Ewiges verwandelt hatte.

Danas Finger griffen wieder nach einer winzigen Felsnase aus beinahe durchsichtigem Quarz. *Wäre ein schöner Ort für ein Grab.*

Ihre Finger verloren für einen Moment jegliche Kraft und rutschten von der Felsnase herunter. Ohne den Antigravanker, der sie am Felsen hielt, wäre Dana wohl hundert Meter in die Tiefe gestürzt. Doch so fing sie sich an dem beinah spinnwebdünnen Seil, das sie sicherte. Einer ihrer Antigravhalter stürzte in die Tiefe, schlug ein paar Mal gegen die dunkle Felswand und verschwand im Abgrund. Dana konnte sein Aufschlagen nicht mehr hören.

Sie war zu Tode erschrocken. Ihr Herz raste.

Zugleich fühlte sie sich lebendig und ruhig.

Für einen Moment ließ sie sich kraftlos hängen, bevor sie aus ihrer Jackentasche einen neuen Antigravhalter holte und sich und das Seil wieder an einem der Haltegriffe verankerte. Erleichtert zog sie sich wieder ein Stück nach oben. Nur noch rund zehn Meter, dann würde sie es geschafft haben.

Sirius B ging gleich unter, er berührte bereits den Gipfelgrat des Mt. Mboto. Glücklicherweise würde Sirius A noch eine Weile scheinen. Damit hatte sie wohl noch ein, zwei Stunden bis zu Basis 5, dem Lagerplatz, den sie heute erreichen wollte.

Energisch zog sie sich weiter nach oben und versuchte, nicht an die Panne zu denken.

Auch wenn es keinen Unterschied zu machen scheint, ich muss mich noch von allen Freunden und Verwandten verabschieden, schoss ihr dann durch den Kopf. *Meine Familie würde ich gern noch einmal sehen. Tebia und ihre Kinder Allan und Michelle. Die sind jetzt auch schon 19 und 22, und ich habe sie seit Jahren nicht mehr gesehen.*

Mit einer letzten Kraftanstrengung zog Dana sich auf das Plateau über der Steilwand und sah auf die Strecke hinab, die sie bislang geschafft hatte. Erleichtert sackte sie zusammen und versuchte, erst einmal wieder zu Atem zu kommen.

Dann kramte sie eine Flasche Wasser hervor und trank einen Schluck. »Die Morax konnten mich damals nicht kleinkriegen«, murmelte sie heiser, »die Dronte konnten mich auch nicht kleinkriegen. Ich bin in andere Dimensionen geflogen und auch das konnte mich nicht kleinkriegen. Auch dieser verdammte Wüstenplanet hat mich nicht kleingekriegt. Aber jetzt …«

Plötzlich hatte sie das Gefühl, kurz vor ihr bewege sich etwas.

Sie blieb stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Hier oben, da war nichts. Nur der schmale Pfad mit dem dunklen, rot gefleckten Kies und der Felswand zu ihrer rechten.

Wie kann auch etwas hier sein? Höchstens ein sirianischer Gesteinsbeißer, der in einen Felsspalt geflitzt ist, als er mich kommen sah.

Dana nahm sich vor, heute Abend beim Aufstellen des Zeltes ganz besonders vorsichtig zu sein. Diese Säure spuckenden Würmer, die sich hier auf Sirius III durch sämtliche Arten von Gestein fraßen, waren nicht ungefährlich, wenn sie sich bedroht fühlten. Zwar hatte Dana in ihrem Medokit ein Gegengift und zellregenerierende Salbe dabei, sollte sich die Säure zu tief in ihre Haut fressen, aber sie wollte es nicht darauf ankommen lassen.

Vorsichtig ging sie weiter. Wo ein kleiner Gesteinsbeißer war – immerhin hatte sie ja nur eine flüchtige Bewegung gesehen –, war vielleicht ein ausgewachsenes Exemplar nicht weit. Als sie die Stelle erreicht hatte, wo sie die Bewegung gesehen hatte, blieb sie kurz stehen und betrachtete die Felswand. Dort war keine Öffnung zu sehen. Nicht einmal loses Gestein.

Fing sie schon an, Gespenster zu sehen?

Der Tumor, ging es ihr durch den Kopf. *Jetzt geht es los. Du kannst deinen Sinnen nicht mehr trauen.*

*

Sirius A verschwand gerade hinter dem Südwestgrat, der den schneeigen Mt. Mboto mit dem niedrigeren Chopolu verband, als Dana Lager 5 erreichte. Erleichtert stellte sie fest, dass sie hier wesentlich mehr Platz haben würde als auf Lager 3.

Vor ihr erstreckte sich ein weites, fast ebenes Geröllfeld, das ungefähr die Größe eines Shuttlehangars der STERNENFAUST hatte. Sie schlug ihr Lager dennoch nicht in der Mitte des Feldes auf, auch nicht unter der Nordwand des Kapattar Peaks, sondern etwa zehn Meter von der Bruchkante des Plateaus entfernt. Sie wollte den Ausblick genießen, der sich ihr im Licht der zwei Monde des Sirius bot. Potolo, der hellere von beiden, leuchtete jetzt, nachdem Sirius A untergegangen war, beinahe genauso hell wie die Sonne. Dana musste zugeben, dass der Blick über den St.-Garran-Krater wirklich spektakulär war. In der Ferne war winzig klein das Kloster zu sehen. Es fügte sich dank seiner spitzen und dunklen Türme gut in die Berglandschaft ein. Fast hätte man es für einen Teil der bizarren und schroffen Felswände halten können, aus denen die Krater bestanden.

Dana stellte mit zwei Handgriffen ihr Zelt auf und zerbrach eine der Kapseln, die eine Mahlzeit auf Algenbasis enthielten. Zwei Minuten, und sie konnte essen.

Gourmetküche schmeckte anders, aber das konnte sie ja bald in Hillarytown nachholen. *Das sirianische Capricorn mit Bergkräutern habe ich noch nicht probiert*, dachte sie, sah auf das Kloster und versuchte, zu erkennen, welcher der höchste Turm war, in dem Abt Daniel sein Büro hatte. Sie hatte die Nudeln in Soße schon bald vertilgt, stopfte die Überreste der Mahlzeit und der Aluschale in den Abfallsack, den sie zu diesem Zweck mitgenommen hatte, und zog ein e-Pad hervor.

Doch auf einmal sah sie wieder eine Bewegung im linken Augenwinkel. Dana fuhr herum.

Sie warf das e-Pad auf den Schlafsack im Zelt und stand langsam auf, ohne die Stelle, an der sie die Bewegung gesehen hatte, aus den Augen zu lassen. Dort begann der Sand, sich zu bewegen. Als sie näher kam, schien er stärker zu wirbeln und sich sogar an einer Stelle zu verdichten.

Abrupt blieb sie stehen und starrte auf die großen Gesteinsbrocken, zwischen denen sich jetzt mehr und mehr Sand zu sammeln schien. Ihr Gehirn war wie leer gefegt, während sie dem faszinierenden Schauspiel zusah, bei dem sich immer mehr von den rötlich schwarzen und durchsichtigen Sandkörnern sammelte. Es bildeten sich Glieder, Beine, Arme … und schließlich ein Körper.

Dana schwieg und sagte nichts, der Schreck lähmte sie. Ihr blieb nichts übrig, als wie erstarrt dorthin zu sehen, wo sich neben dem Biotitfelsen mit den rötlichen Granitadern eine Gestalt aus Sand bildete, die bis auf die vollkommen schwarzen Augäpfel aussah wie eine Statue von Michelangelo: schön und von beinahe perfektem Körperbau.

Mit pochendem Herzen hielt Dana den Atem an. Sie wusste genau, was gerade passierte. Auch wenn sie es nicht wahrhaben wollte.

Sie kannte dieses Wesen.

Die Gestalt stand still. Nur an den Haaren und den Gelenken wirbelten noch einzelne Sandkörner, als könnten sie nicht zur Ruhe kommen.

Dana Frost suchte nach Worten. Für einen Moment überlegte sie, ob es nicht vielleicht das Einfachste gewesen wäre, sich einfach umzudrehen, ins Zelt zu gehen und zu schlafen. Doch sie wusste, das Wesen vor ihr würde Kontakt aufnehmen, wenn es das wollte.

Na los, Dana. Kneifen gilt nicht. Sie atmete durch. Es gab kein zurück. *Und vielleicht ist das hier eine Gelegenheit, mit einem gravierenden Kapitel deines Lebens abzuschließen.*

»Ich weiß, wer du bist«, sagte sie schließlich, als sie glaubte, endlich ihre Fassung wiedergefunden zu haben. Sie hoffte, ihre Stimme klang kühl und abweisend genug. »Und genau deshalb frage ich dich: Weshalb bist du hier?«

Das Wesen schien sich nicht zu bewegen. Nur ein paar Sandkörner wirbelten an den Gelenken und Haaren umher, als ob sie immer wieder neue Plätze suchten. Dann legte es den Kopf ein wenig schief, als überlege es, was es sagen solle. »Der Kontakt war nicht gewünscht«, sagte es schließlich mit einer Stimme, die seltsam hallte. Es war nicht ganz klar, ob das eine Feststellung oder eine Frage war.

»Das ist korrekt«, erwiderte Dana, fast ein wenig zu heftig. Sie atmete durch. Gefühlsausbrüche bezweckten bei dieser Kreatur gar nichts. Dieses Wesen hatte sich nur ihr zuliebe eine Gestalt gegeben. Im Grunde bestand es aus nichts weiter als einer Quantensignatur. Es war reiner Intellekt, reiner Wille, der die Materie beherrschte. Es war nicht das einzige Wesen seiner Art, es gab viele davon im bekannten Universum, wenn auch niemand wusste, wie viele.

Und dieses hier hatte vor 16 Jahren ihren Lebensgefährten Yngvar MacShane in sich aufgenommen. Auf dessen eigenen Wunsch, wie es behauptete. Es hatte Yngvars Körper aufgelöst und nur sein Wissen, seinen brillanten Verstand und seine enormen Fähigkeiten berücksichtigt. Dana hatte hinnehmen müssen, dass ihr Lebensgefährte tot war.

Denn diese Verwandlung war irreversibel. Niemand, den eine Entität jemals in sich aufgenommen hatte, konnte wieder in sein menschliches Dasein zurückkehren, denn das wenige, was man über diese Wesen wusste, war, dass sie die Persönlichkeit des Menschen nicht übernahmen. Yngvars Seele war verloren, auch wenn sich die

Entität dank seiner Erinnerungen und der vollendeten Beherrschung der Materie eine Gestalt hätte geben können, die Yngvar bis ins letzte Härchen glich.

Dana wusste sofort, dass vor ihr genau die Quantensignatur stand, die Entität, die Yngvar in sich aufgenommen hatte. Die gewählte Form des schönen, aber beinahe geschlechtslosen Menschen bewies es. *Diese Form nahm es an, als ich ihm verbot, in Yngvars Gestalt aufzutreten. Immerhin hat es Takt genug, sich nicht wie bei den letzten beiden Malen als Yngvar zu zeigen.*

»Du weißt, dass ich den Kontakt mit dir nicht wünsche. Warum also kommst du und belästigst mich?«

»Das Individuum ist wichtig. So wurde es gesagt. Bei vielen biologischen Arten ist das Individuum gleich einer Einheit. Es ist eine eigene Signatur. Die wichtigen Komponenten der Signatur Yngvar MacShane wurden aufgenommen und dem eigenen unvollkommenen Erfahrungsschatz hinzugefügt. Die Erinnerung Yngvar MacShanes hatte die relevanten Daten der Signatur Dana Frost und ihre Unvollkommenheit konserviert. Und so wurde sie nicht vergessen.«

Dana hätte beinahe gelacht. Aber es tat auch weh, das zu hören.

Ihre eigene Unvollkommenheit? Kein Wunder, dass Yngvar lieber Teil einer solchen Wesenheit geworden war, statt mit ihr weiterzuleben. Er war immer auf der Suche nach dem vollkommenen Wissen gewesen, nach dem, was hinter dem Horizont lag.

Das hat diesem Tag wirklich noch gefehlt! Eine Erinnerung an eine der schmerzlichsten Erfahrungen meines Lebens.

So vernarbt und vielfach durchlebt der Schmerz auch war, bei den neutral geäußerten Worten der Wesenheit flammte er erneut auf. »Du sagst also, dass du mich nicht vergessen hast?«

»Nichts, was aufgenommen wurde, wird vergessen. Sofern es relevant ist. Die Daten der Signatur Dana Frost waren für Yngvar MacShane von größter Bedeutung. Sie sind es noch.«

Dana hatte genug. Das alles hatten sie schon vor 16 Jahren ausdiskutiert. Sie hatte nicht mehr viel Zeit. Sie war hier, um sich mit der Tatsache abzufinden, dass sie bald sterben würde – sie hatte keine Zeit, mit einem seelenlosen Wesen darüber zu diskutieren, was im Universum relevant war und was nicht.

Was weiß dieses Wesen schon darüber, was relevant ist? Nicht einmal eine Seele hält es für wertvoll.

»Weißt du was, ich habe keine Zeit für derart fruchtlose Diskussionen«, sagte Dana so kalt wie möglich. Wenn das Wesen alle Erinnerungen aufgenommen hatte, die Yngvar besessen hatte, dann wusste es vielleicht noch, was ihr Verhalten bedeutete. »Wenn du etwas lernen willst, bitte, tu es. Du wolltest das schon vor 16 Jahren, und ich begrüße das. Man sollte immer lernen, besonders, wenn man viel vergessen hat, so wie du. Ich aber werde nicht mehr lange leben, und deshalb kann ich dir nicht mehr helfen.«

»Es ist bekannt, dass sich Zellwachstumsstörungen in dem Körper

befinden, der die Signatur Dana Frost beinhaltet.«

Dana stutzte. »Das ist dir bekannt?«

Das Wesen legte wieder leicht den Kopf schief, ließ Dana aber nicht aus den Augen. *Obwohl man das ja wohl kaum Augen nennen kann.* »Vieles aus dem Leben der Signatur Dana Frost ist bekannt. Die Zerstörung des Raumschiffes, das die Signatur Dana Frost STERNENFAUST II nannte. Das, was bei den Signaturen ihrer Art Beförderung zum Commodore genannt wird. Das enge Verhältnis zu der Signatur mit der Bezeichnung Ashkono Tregarde und die kurze Beziehung zu der Signatur Captain Nathan Cole waren für die Erinnerungen der Signatur Yngvar MacShane von besonderem Interesse. Der Bau des Schiffes mit dem Namen STERNENFAUST III und manche Erlebnisse mit diesem Schiff sind auch bekannt. Nicht alles, aber viele Ereignisse. Die Daten des Lebens der Signatur Dana Frost sind von großer Bedeutung.«

Dana lag auf der Zunge, zu fragen, warum verdammt noch mal die Entität dann auf dem Wüstenplaneten nicht eingegriffen hatte. Am liebsten hätte sie das Wesen vor sich angeschrien. Warum hatte es sie im Stich gelassen, in so vielen Situationen, die in den vergangenen Jahren passiert waren? Andererseits: Was fiel ihm ein, sie überhaupt zu beobachten? *Ein intergalaktischer Stalker*, flüsterte eine sarkastische Stimme in ihrem Hinterkopf. Dana wusste für einen Moment nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

Ich habe nicht verdient, das hier mitzumachen. Nein, ich werde nicht wieder darüber nachdenken, ob Yngvars Seele vielleicht doch noch existiert und das Interesse dieser Entität vielleicht damit zusammenhängt. Diese Diskussion habe ich bereits vor 16 Jahren mit mir selbst bis zum Erbrechen geführt, ich werde das jetzt, in meiner Situation, nicht wieder anfangen. Nicht hier und nicht jetzt.

Dana zog heftig die Nase hoch und hielt ihre Wut mühsam zurück. Sie war an dieses Wesen verschwendet. »Weißt du was, mir ist egal, was du mir zu sagen hast. Verschwinde. Geh, leb dein Leben. Ich will den Rest meines eigenen genießen – ohne dich.«

»Es besteht die Möglichkeit einer Heilung dieser Zellschäden.«

Dana, die sich schon abgewandt hatte, blieb bei diesen Worten wie angewurzelt stehen. Die Entität sprach unterdessen weiter. »Es heißt, dass das Auge des Universums das Geheimnis des Ewigen Lebens birgt. Dort ist Heilung möglich. Die biologischen Daten der Signatur Dana Frost könnten dort konserviert werden.«

Dana glaubte, explodieren zu müssen. Sie wirbelte herum und stürmte auf die Entität zu. »Du wagst es, mir in diesem Moment mit so etwas zu kommen?«, schrie sie. »Wenn du wirklich die Erinnerungen und all das, was Yngvar gewesen ist, in dir aufgenommen hast, wieso kannst du dann nicht sehen, dich erinnern oder sonst etwas in der Art, dass ich nie – nie, hörst du, *niemals!* – die Möglichkeit in Betracht ziehen werde, so zu werden wie du?«

Die Entität rührte sich nicht, antwortete aber auch nicht sofort.

»Also, was ist? Antworte, du … du widerliches, seelenfressendes …« Sie rang nach Worten, doch noch während sie überlegte, wurde ihr klar, dass kein Wort, dass ihr einfiel, diese Wesenheit vor ihr berühren würde. Sie klappte den Mund wieder zu und starrte die Entität an.

»Die Erinnerungen des Individuums Yngvar MacShane an die Signatur Dana Frost«, fuhr die Entität ungerührt fort, »beinhalten auch eine zeitweilige Unflexibilität der Gedanken. Die von Yngvar MacShane in diesem Zusammenhang verwendeten Termini lauten ›stur‹ und ›dickköpfig‹.«

Dana stand mit offenem Mund da. Was sollte das heißen? Yngvar hielt sie für stur? Sie musste sich zusammennehmen. Sie lachte wieder kurz auf und ging ein paar Schritte hin und her. Sie war also stur. Dieses Wesen behauptete, sie zu kennen. *Das könnte dir so passen, Entität, Yngvar oder wer auch immer du vorgibst, zu sein!*

Andererseits: eine Heilung der Zellschäden. Das Wesen versprach eine Heilung ihrer Glioblastome! Konnte sie diese Möglichkeit einfach so ignorieren?

»Du sagst, du hast eine Heilung«, sagte sie schließlich und blieb, die Hände in die Hüften gestemmt, vor der Entität stehen.

»Diese Worte sind nicht korrekt. Es wurde darauf hingewiesen, dass die Möglichkeit einer Heilung besteht.«

»Aha. Die Möglichkeit also. Auch gut. Im Auge des Universums?«

»Korrekt.«

»Was ist dieses *Auge* des Universums?«

Die Entität schwieg. »Es kann nicht beschrieben werden, was sich dahinter verbirgt«, sagte sie schließlich langsam. »Es ist der Ursprung.«

»Kannst du nicht, darfst du nicht, oder willst du nicht? Und der Ursprung von was?«

Wieder schwieg die Wesenheit. »Diese Informationen sind unbekannt.«

»Was weißt du dann überhaupt über dieses Phänomen?«

»Es ist bekannt, dass im Auge des Universums die Möglichkeit zur Heilung von Zellschäden besteht.«

Dana verdrehte die Augen. »Das hat doch alles keinen Zweck, wir drehen uns im Kreis. Weißt du was? So nicht. Geh, ich werde nicht mitkommen.«

»Aber es wird gewünscht.«

»Aber nicht von mir, hast du verstanden?« Dana sah dem Wesen noch ein paar Sekunden in die schwarzen Augen und sprach langsam, laut und deutlich weiter. »Verschwinde. Ich werde nicht mit dir gehen. Nicht, bevor ich nicht alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft habe.«

Damit drehte sie sich um und ging zu ihrem Zelt.

Als sie ein paar Minuten später wieder zu dem rot geäderten Felsen hinsah, war die Entität verschwunden.



Einstein-City auf Darelis II, Einstein-System

Als der Gleiter mit einem kaum spürbaren Ruck in die Atmosphäre des Planeten eintauchte, sah Dana Frost die ersten Ausläufer von Einstein-City bereits in der Sonne glitzern. Die Stadt lag auf der Nordhalbkugel des Planeten und befand sich in einer Klimazone, die man als gemäßigt bezeichnen konnte, denn die Achsneigung von Darelis II war viel geringer als die der Erde, und der Abstand des Planeten zu seiner Sonne änderte sich im Laufe einer Umrundung kaum.

Ich muss verrückt sein, wirklich hierher zu kommen, dachte sie nachdenklich. *Im Grunde kann man daran ersehen, wie verzweifelt ich schon bin, alles zu versuchen, um dem Tod doch noch von der Schippe zu springen.*

Sie sah wieder auf den sich nähernden, türkisgrünen Planeten hinab. *Angenehme 20 Grad Celsius und ab und zu leichter Regen. Kaum Stürme oder andere klimatische Unannehmlichkeiten. Der Planet der Zimmertemperatur!* Während der Gleiter eine lange Schleife über der Stadt flog, blickte Dana auf die hohen Häuser hinab. Auf den Dächern wimmelte es von 3-D-Werbeprojektionen, die den ankommenden Besuchern die besonderen Angebote der Genetics nahe bringen sollten. »Die besten Krankheiten sind die, die gar nicht erst entstehen! Machen Sie den Gen-Check der neuesten Generation! Wir machen Ihnen ein exklusives Angebot für eine Gen-Resequenzierung!« oder auch »Schönheit ist eine Frage des Erbgutes! Ändern Sie Ihren Körper von innen heraus!« Es war nicht zu übersehen, womit die meisten Einwohner der Stadt ihre Credits verdienten.

Der Raumhafen von Einstein-City lag im Süden des riesigen Hauptstadtgebildes. Er war das Hauptverkehrszentrum für Waren aller Art, die man hierher importierte oder in andere Gebiete exportierte. Das runde Areal fügte sich nahtlos an ein fast ebenso großes Gebiet von Lagerhallen und Stellplätzen. Dana sah Container, die von Transportgleitern hin und her geflogen wurden. Unterschiedlichste Raumschiffe schwärmten wie Insekten aus den Hangarschleusen. Immer wieder öffneten und schlossen sich die wabenähnlichen Löschstationen, setzten Personentransporte auf weitläufigen Landefeldern auf und entließen ihre Passagiere, die geschäftig in die bereitstehenden Transportmittel stiegen, von denen sie weiter ins Zentrum transportiert wurden.

Es versetzte Dana wieder einmal einen Stich, zu sehen, wie diese Leute ihrem ganz normalen Leben nachgingen, während sich ihre Situation durch ihre Erkrankung so radikal verändert hatte. Für sie gab es keinen Alltag mehr. Kein routiniertes morgendliches Aufstehen, keine einsame Tasse Kaffee in ihrer Kabine auf der

STERNENFAUST, bevor sie sich in ihre Uniform kleidete und zur Brücke des Star Cruisers ging. Kein grüßendes Nicken zu Admiral Taglieri oder Commander al Khaled, während sie vom Kommandobalkon aus einen ersten Blick über die Zentrale schweifen ließ.

Vor allem aber vermisste sie das gute Gefühl, dass alles in Ordnung war und seinen gewohnten Gang ging.

Nichts ist mehr in Ordnung!

Der ehemalige Captain, der schon auf allen drei Schiffen mit dem Namen STERNENFAUST diesen Posten innegehabt hatte, spürte bei diesen Gedanken einen Stich im Herzen.

Der Gleiter hatte seine Schleife über Einstein-City beendet und setzte zur Landung an.

»Herzlich willkommen auf Darelis II«, erklang eine automatisch generierte Stimme aus den Lautsprechern des Passagier-Transports. »Wir hoffen, Sie hatten einen angenehmen Flug. Zur Weiterreise nutzen Sie bitte die öffentlichen Busgleiter, deren Haltestellen ausgeschildert sind. Oder Sie rufen sich ein Schwebe-Taxi an den dafür vorgesehenen Rufsäulen. Wir wünschen Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in den *Drei Systemen* und freuen uns, Sie bald wieder an Bord eines unserer Transport-Gleiter begrüßen zu dürfen.«

Als Abschluss erklang noch eine kleine, angenehme Melodie, und Dana erwischte sich dabei, wie sie trotz aller düsteren Gedanken ein entspanntes Seufzen von sich gab. Auch die Passagiere um sie herum schienen gelassen zu sein.

»Ich habe davon gehört!«, murmelte Dana. »Das ist wegen der Pheromone, die der Atemluft im Gleiter beigemischt werden.«

»Also ich finde das ganz erfrischend!«, erwiderte ein junger Mann, der in ihrer Sitzreihe zum Gang gesessen hatte. »Natürlich ist dieses Entspannungsgefühl künstlich hervorgerufen, aber es erfüllt doch seinen Zweck. Die Leute trampeln sich beim Aussteigen nicht gegenseitig hektisch auf die Füße, und man hat selbst nach einem anstrengenden Flug kurzzeitig wieder genug Energie, um weiterzumachen.«

Dana zuckte mit den Schultern. »Ich habe nur gerne die Kontrolle darüber, wann ich wie fühle«, erwiderte sie, während sie sich erhob und sich ihre Schultertasche umhängte.

Der braun gebrannte Mann stand ebenfalls auf, schulterte seinen Rucksack und lachte leise. »Dann waren Sie wohl noch nie verliebt«, sagte er belustigt, grinste, tippte sich an die Stirn und wandte sich dem Ausgang des Gleiters zu.

Manchmal wünschte ich, es wäre so!, durchfuhr es Dana. Sie musste wieder an Yngvar denken und merkte sofort, wie die Wirkung der Entspannungspheromone nachließ.

Mein Hirn mag ja krank sein, aber es lässt sich anscheinend doch nicht so leicht betrügen, dachte sie erstaunt und stieg mit den restlichen Passagieren aus der Luke des Gleiters.



Vor dem Raumhafen erwartete sie bereits ein Gleiter, der sie ins Zentrum der Stadt bringen sollte. Dana hatte während des Fluges in den einschlägigen Verzeichnissen gestöbert und versucht herauszubekommen, welche Einrichtung auf Darelis II wohl am geeignetsten dafür wäre, um dort ihre Krankheit untersuchen und – falls möglich – behandeln zu lassen. Sie war auf eine Praxis eines Arztes gestoßen, der sich auf Zellwucherungen und Karzinome spezialisiert hatte.

Es hatte Dana nur einen kurzen Funkspruch gekostet, und man hatte ihr, nachdem der Liquiditätsnachweis für die zu entrichtenden Credits positiv ausfiel, auch umgehend einen Untersuchungstermin mitgeteilt.

Eine Sprechstunde bei einem Genetic-Arzt war alles andere als billig, dafür war man aber auch mehr als zuvorkommend, wenn es darum ging, dem vermeintlichen Patienten das Leben zu erleichtern. Dazu gehörten auch der Transport vom Raumhafen zur Praxis, die Organisation eines Appartements für die Zeit einer möglichen Behandlung, Sport- und Freizeitprogramme, eine Auswahl an kulturellen Veranstaltungen und Angeboten … Die Liste der Service-Leistungen, die man zur Behandlung hinzubuchen konnte, überragte so manches Luxushotel in den Solaren Welten.

Es war kein Wunder. Der medizinische Tourismus war seit jeher ein großes Geschäft für die *Drei Systeme* gewesen, und das hatte sich im Laufe der letzten Jahre nicht geändert, im Gegenteil, trotz der anhaltenden politischen Funkstille zwischen den Genetics und den Solaren Welten.

Und es muss ein äußerst lukratives Geschäft sein, stellte Dana gedanklich fest, als sie den Platz vor dem Ausgang des Flughafens überquert hatte und auf den großflächigen Monitoren den Stellplatz 37-11 suchte. Überall auf dem Platz befanden sich Gleiter, vor deren geöffneten Schotts sich medizinisches Personal wie eine Schar von Dienern aufgestellt hatte. Die Patienten wurden von allen Seiten hofiert und umsorgt.

Die Nobelkarossen der Gleiter glänzten in der Sonne. *Wie sehen wohl erst die privaten Gefährte der behandelnden Mediziner aus, wenn sie schon mit solchen Kutschen ihre Kundschaft abholen?*

Stellplatz 37-11 befand sich im hinteren rechten Quadranten des Areals, und als Dana auf den bereitstehenden Gleiter zuging, stöhnte sie innerlich auf. Ein männlicher und eine weibliche Paramedic, in beigefarbenen Overalls gekleidet, standen links und rechts der Einstiegsschleuse bereit.

»Mrs. Frost?«, fragte der rechte, ein sehniger, drahtiger junger Mann mit strahlend blauen Augen und einer ausgeprägten Kinnpartie.

Dana nickte stumm.

»Wir haben Sie bereits erwartet«, fuhr der Pfleger fort und streckte die Hand aus. »Können wir Ihnen mit Ihrem Gepäck behilflich sein?« Dabei wies der Mann auf den Antigrav-Trolley, den sie hinter sich hergezogen hatte.

Dana wehrte ab. »Danke, ich komme schon zurecht.« Sie rieb sich die Nase, überlegte einen Moment, dann sagte sie: »Können wir diesen … Zirkus hier vielleicht lassen?« Dabei deutete sie auf die andere Pflegerin, die einen Begrüßungscocktail in der Hand hielt und nur darauf zu warten schien, dass Dana sich mit ihrem Koffer in den Gleiter hineinbemühte, ihn absetzte und die Hände für das Glas freimachte. »Ich bin nicht zum Spaß hier.«

Der Pfleger nickte lächelnd. »Wie Sie wünschen, Mrs. Frost!« Er gab seiner Kollegin ein Handzeichen, die daraufhin das Glas beiseitestellte.

Danach stiegen sie in die Fähre. Dana hatte sich auf der mit rotem Leder verkleideten Sitzgruppe im hinteren Bereich niedergelassen. Die Pflegerin, eine junge Blondine mit sehr sportlicher Figur, makellos glatter Haut und einer nahezu unnatürlichen Gesichtssymmetrie, war gerade dabei, ein paar medizinische Diagnosegeräte zu verstauen. Mit einem Druck auf ein Touchscreen-Bedienfeld fuhren die Labortischchen zurück in die Wand und eine Holzimitation klappte um.

Alles am Interieur war auf Hochglanz poliert, wirkte teuer und edel. *Dabei ist es doch nichts anderes als ein simpler Krankentransport! Aber vielleicht sollte ich mich daran gewöhnen, dass auf diesem Planeten nichts gewöhnlich ist.*

»Eddy? Wir können los!«, rief der blauäugige Paramedic zur Pilotenkanzel.

Dana merkte nur an den am Sichtfenster rechts von ihr vorbeiziehenden Häuserblöcken, dass der Gleiter gestartet war. Der Flug verlief ohne die geringste Erschütterung. »Hervorragend kalibrierte Aggregate«, murmelte sie.

»Wie meinen Sie?« Die blonde Paramedic, die neben ihrem Kollegen Dana gegenübersaß, sah von einem e-Pad auf.

Dana streckte den Rücken durch und setzte sich auf. Das Polster der Sitzgarnitur war fast zu bequem. Im Star Corps gab es keine derartigen Polsterungen an Sitzmöbeln. Um einen möglichst hohen Brandschutz zu gewährleisten, hatte man die Sitzgelegenheiten auf den Schiffen höchstens mit einer Polster-Kaltschaumschicht versehen. Es war auch hygienischer.

»Ihr Antigrav funktioniert ausgezeichnet. Normalerweise ruckeln Gleiterflüge immer ein bisschen. Glauben Sie mir, ich war schon auf so einigen Schiffen.« Dana hielt kurz inne, als sie bei dem Gedanken an die STERNENFAUST ein Seufzen unterdrücken musste.

Die Blonde wehrte ab. »Ach, das. Eddy schraubt gerne an dem Antrieb und so Sachen rum. Hält sich wohl auch für einen Chirurgen, nur für Maschinen. Nebenbei, mit einem Gehör wie dem Seinen fällt

ihm jede Unregelmäßigkeit sofort auf.« Die Pfleger lachten leise. Es klang fast ein bisschen überheblich.

Dana lächelte wohlwollend, und da keiner ihrer Begleiter Anstalten machte, sich weiter mit ihr unterhalten zu wollen, widmete sie sich wieder ihren Gedanken, während sie die Skyline von Einstein-City beobachtete. *Wie aus dem Ei gepellt*, stellte Dana für sich fest. *Nichts erinnert mehr daran, dass es hier vor 17 Jahren schwere Anschläge gegeben haben soll.*

Dana dachte daran, was sie vor dem STERNENFAUST-II-Zwischenfall über diese Welt gehört hatte. Nachdem der ehemalige Lordmanager Jurij R. Diaz, dessen Mitwirken an der PFS-Krise{*} nachgewiesen worden war, an die *Drei Systeme* ausgeliefert wurde, beschränkten sich die Kontakte mit den Genetics hauptsächlich auf wirtschaftliche Zusammenarbeit. Während die Solaren Welten mit der Entschlüsselung der Daten der Toten Götter beschäftigt waren, war die Nachfrage an Produkten von den Genetiker-Welten nicht abgebrochen. Und auch den *Drei Systemen* konnten geschäftliche Verbindungen nur recht sein. Die zahlreichen Einwohner der Systeme Darelis, Epikur und Einstein wollten immerhin ausreichend mit Nahrungsmitteln versorgt werden. Ein Unterfangen, das ohne Zutun der Solaren Welten, zum Beispiel durch Algenkonzentrat-Lieferungen von Marina III, gar nicht zu stemmen gewesen wäre.

Zwar hatte das Diplomatische Corps, zunächst unter der Leitung von Botschafterin Jefica Moll und nach ihrem Tod von Botschafter Vijay Gustafsson, immer wieder versucht, eine Verbindung zum amtierenden Lordmanager Wynton R. Canetti herzustellen. Doch mehr als oberflächliche Diplomatentreffen waren dabei nicht herausgekommen. Alles, was nicht Interna betraf, ließ die Regierung der *Drei Systeme* durch ansässige Genetiker-Konzerne regeln.

Und auch das Problem mit den Widerständlern hatte sich bald in Luft aufgelöst, erinnerte sich Dana an einige Geheimberichte der GalAb, der Galaktischen Abwehr, die sie als Captain eines Star Corps-Schiffes zu sehen bekam. Der Geheimdienst der Erde besaß natürlich seine Quellen auf den bewohnten Genetics-Welten. Kurz nach den hiesigen Anschlägen einer Ortsgruppe von »ausgemusterten« Genetics, die gegen die Abschiebung und Internierung ihresgleichen gewaltsam protestiert hatte{*}, waren die Sicherheitsvorkehrungen drastisch verstärkt worden. Der Widerstand, so es ihn noch geben sollte, war in den Untergrund gegangen, dazu verdammt, untätig zu bleiben. *Zumindest hat man nichts mehr gehört seit damals*, dachte Dana, während der Gleiter zwischen den Hochhäusern hindurchflog und die Fassaden das Sonnenlicht in glitzernden Reflexionen spiegelten.

Nach etwa zehn Minuten verwandelten sich die vor dem Gleiterfenster vorbeiziehenden Landschaften in das Standbild des Eingangsbereichs eines großen Hochhauses, mitten in der belebten Innenstadt von Einstein-City.

»Wir sind da!«, rief Eddy.

Die Pfleger erhoben sich, strafften ihre Kleidung und atmeten einmal tief durch. »Nach Ihnen, Mrs. Frost«, sagte die Blonde und wies auf die sich öffnende Schleuse. »Wir zeigen Ihnen den Weg zur Praxis.«

*

»Sie werden überhaupt nichts spüren«, sagte der freundliche Arzt, der sich Dana mit dem Namen Dr. Baboucar vorgestellt hatte. Das etwa unterarmlange, spitze Gerät, das er in der Hand hielt, verschwand wieder aus Danas Gesichtsfeld.

Das sagen sie immer!, durchzuckte es Dana Frost. Sie vermied, sich vorzustellen, wie der Doktor gerade mit dem Gerät in ihre Schädeldecke bohrte. Auch wenn diese Formulierung übertrieben war. Der automatisierte Robo-Schlauch, der sich einen exakt einprogrammierten Weg durch die verschiedenen Gehirnareale fraß, um eine Gewebeprobe zu entnehmen, war dünner als ein menschliches Haar.

Der Arzt hatte ihr den Eingriff erklärt. Die Nerven, die man eventuell würde reizen können, seien ohnehin nur die der Kopfhaut, die er lokal betäubt hatte. Das Gehirn und der Schädelknochen waren unempfindlich gegen Schmerz, und mit einem eingehenden Scan der betroffenen Hirnregion war der perfekte Zugang für die Entnahme gefunden worden. Der Mediziner würde dabei kein wichtiges Gewebe verletzen.

»Geht gleich los!«, flötete Dr. Baboucar. Irgendwo links neben Dana begann ein Gerät zu summen. Es war ein hohes Pfeifen, das ihr in den Ohren klingelte. Dana verzog das Gesicht und schloss die Augen. *Hoffentlich ist das gleich wieder vorbei!*

Dana biss die Zähne zusammen und versuchte, sich auf etwas Positives zu konzentrieren, was ihr in dieser sterilen Umgebung nicht leicht fiel. Es war vielleicht der Architektur des Gebäudes geschuldet, dass es in diesem Zimmer kein Fenster gab. *Aber wenigstens ein paar Screens mit angenehmen Naturbildern oder leiser Musik wären schön*, wünschte sich Dana Frost. *Von mir aus besprüht ihr mich auch wieder mit Pheromonen!*

»Das war's schon!«, erklang die nach wie vor unverbindlich fröhlich klingende Stimme Dr. Baboucars. »War doch gar nicht so schlimm, oder?«

»Für Sie sicher nicht«, knurrte Dana und streckte ihren Hals, der gerade noch durch ein Gravitationsfeld fixiert worden war, damit ihr Kopf während der Prozedur ruhig blieb. »Ich hoffe, Sie haben da oben nicht noch mehr kaputtgemacht als ohnehin schon verloren ist.«

Dr. Baboucar lächelte sie gespielt mitleidsvoll an, während er sich einen Arzthocker heranzog und das Gewebeentnahmegerät weglegte. »Aber, aber! Wer sagt denn, dass hier schon etwas verloren ist?« Der dunkelhäutige Arzt zog kurz die Stirn kraus, als er die Scan-

Aufnahmen von Danas Gehirn noch einmal auf einem Monitor betrachtete. »Auch wenn ich zugeben muss, dass diese Wucherung bereits ein alarmierendes Ausmaß angenommen hat. Also, wenn Sie in den *Drei Systemen* leben würden, wäre Ihnen das sicher nicht passiert und längst erkannt worden.« Er schaute Dana einen Moment lang beinahe vorwurfsvoll an. »Ihre mitgebrachten Scans von Sirius III waren leider zu rudimentär, als dass ich mit ihnen schon eine solche Aussage hätte treffen können, aber die Situation scheint wirklich ernst zu sein. Aber mit den neuen Aufnahmen und dieser Probe hier«, er klopfte auf sein Werkzeug, »finden wir sicher eine Lösung für Ihr Problem.«

Dana erhob sich von der Liege, auf der sie während des Eingriffs gelegen hatte, und schaute dem Mediziner ins Gesicht. »Ich würde es mir wünschen«, sagte sie ernst. »Auch wenn ich im Moment noch nicht so recht daran glauben kann.« Sie konnte es nicht verhindern, dass ihre Stimme bei dem letzten Satz leicht zu zittern begonnen hatte.

Auch dem Arzt war das nicht entgangen. Beruhigend legte er eine seiner großen Hände auf die Schulter der zierlichen Patientin. »Wir warten jetzt erst einmal die Ergebnisse der Gewebeanalyse ab und machen mit der entnommenen Probe einen DNS-Check. Danach wissen wir sicherlich mehr.«

Dr. Baboucar reichte Dana die Hand und half ihr, ganz aufzustehen.

»Soll ich hier warten, oder …?« Dana schaute den Arzt fragend an.

»Nein, der Raum wird gleich für den nächsten Patienten gebraucht. Sie nehmen bitte für einen Moment im Wartezimmer Platz. Oder gehen Sie einfach kurz spazieren. Die Ergebnisse dürften in weniger als einer halben Stunde vorliegen.«

Dana nickte. Was blieb ihr auch anderes übrig?

»Alles klar. Dann bis gleich«, sagte der Mediziner und öffnete Dana galant die Tür.



Seit einer Viertelstunde saß Dana im weiträumigen Wartezimmer an einem runden Tisch und wunderte sich über den regen Betrieb. Jeder der etwa zwei Dutzend Stühle war besetzt. Ständig wurden Namen aufgerufen, und sobald einer der Menschen im Behandlungstrakt verschwand, rückte ein neuer von der Anmeldung nach.

Die haben wirklich gut zu tun, dachte Dana. *Na ja, es sind ja auch Spezialisten, die hier am Werk sind. Wenn es davon nicht allzu viele in den* Drei Systemen *gibt, staut sich in den entsprechenden Praxen der Andrang der Patienten mit den jeweiligen Krankheiten und Symptomen*.

Sie ließ den Blick über die Wartenden schweifen, nippte an dem Syntho-Fruchtdrink, den man ihr gebracht hatte und versuchte, nicht an das erneute Zusammentreffen mit Dr. Baboucar zu denken.

Die letzten Minuten meiner Galgenfrist, durchfuhr es sie. *Gleich werde ich wohl endgültig wissen, ob es noch eine Möglichkeit gibt, die man in den Solaren Welten übersehen hat. Ash hatte ja von Bestrahlungen und operativen Eingriffen gesprochen.*

Dana ertappte sich dabei, wie sie sich vorstellte, dass der Arzt ihr einfach nur eine Pille verabreichte, und sie konnte kerngesund nach Hause gehen.

»Mrs. Frost?«

Danas Mundwinkel sanken rapide wieder nach unten, als sie die beiden Pfleger erblickte, die aus dem Behandlungstrakt heraus auf das offene Wartezimmer zuschritten. Es waren die beiden Paramedics aus dem Gleiter. Von ihrer eher lockeren Art war nicht mehr viel übrig geblieben. Im Kontext der Praxis bewegten sie sich souverän und ernst.

Der ehemalige Captain der STERNENFAUST erhob sich. »Ja?«

Die blonde Pflegerin machte eine einladende Geste. »Wir wären dann so weit. Wenn Sie uns bitte folgen wollen?«

»Natürlich.« Dana straffte sich und schluckte. *Jetzt wird es ernst!*

Durch den langen Korridor des Behandlungstraktes gingen sie an der Tür des Untersuchungsraums vorbei, in dem man Dana die Probe des Tumors entnommen hatte. Über der Tür blinkte eine rote Signalleuchte; ein Zeichen dafür, dass der Raum bereits wieder belegt war. Flankiert von den beiden Paramedics wurde Dana mit jedem Schritt nervöser.

»Sie wissen nicht zufällig, wie die Diagnose ausfällt?«, fragte sie ungeduldig, auch wenn sie sich denken konnte, dass die beiden Pfleger nicht über das Ergebnis informiert worden waren. Umso erstaunter war sie, als sie die Antwort hörte.

»Doch«, sagte der Blauäugige. »Wir sind informiert.«

Dana blieb abrupt stehen. Ihr Herz schlug ihr bis zum Hals. »Und?«, wollte sie wissen.

»Geduld«, antwortete die Blonde.

Sie stießen auf das Ende des Ganges und standen vor einer Tür. Durch das Milchglasfenster konnte man leichten Sonnenschein erkennen. Die beiden Pfleger öffneten die Tür und gaben den Blick auf einen weitläufigen Innenhof frei. Obwohl er von riesigen Hochhäusern umgeben war, drang noch genug Licht auf den Grund, der mit einigen grünen Büschen und Gras bepflanzt war. In der Mitte des Hofes befand sich ein kleines Flugfeld von maximal zehn mal zehn Metern.

Dort stand, zu Danas Erstaunen, ein Gleiter mit geöffneter Schleuse. Daneben hielten sich vier Männer auf, die dunkle Brillen und Anzüge trugen.

Dana blieb erneut im Türrahmen stehen. »Was hat das denn zu bedeuten?«, wollte sie wissen. Das Ganze kam ihr äußerst seltsam vor.

Wer waren diese Männer? Und warum wollten ihr die Pfleger nicht

sagen, was bei der Analyse ihres Gewebes herausgekommen war? Wo war überhaupt Dr. Baboucar?

Nein, bevor sie sich auch nur in den Innenhof bewegen würde, musste sie wissen, was hier vor sich ging.

Der junge Pfleger drehte sich milde lächelnd zu ihr um. »Wie ich schon sagte: Geduld! Dies alles geschieht nur zu Ihrem Besten.«

»Bitte was?« Dana meinte, sich verhört zu haben. Was hatte das zu bedeuten? »Und was jetzt?«

»Dr. Baboucar hat Sie an eine Einrichtung überwiesen, die mit Fällen wie dem Ihren vertrauter ist als unsere bescheidene Praxis hier. Wir haben bei Weitem nicht die aktuellsten und besten Geräte zur Verfügung, und Dr. Baboucar will absolut sicher gehen, dass seine vorläufige Analyse auch wirklich zutrifft. Das können jedoch nur Experten beurteilen, die Untersuchungen durchführen, zu denen wir hier nicht in der Lage sind.«

»Und warum sagt mir Dr. Baboucar das nicht selbst, bevor er mich einfach verlegen lässt?«, ereiferte sich Dana. »Geht er mit all seinen Patienten so um?«

Fontaine machte eine entschuldigende Geste. »Er ist ein viel beschäftigter Arzt, und er könnte Ihnen auch nicht mehr sagen als das, was wir Ihnen mitteilen. Und keine Sorge, es entstehen Ihnen keine weiteren zusätzlichen Kosten. Kommen Sie, Mrs. Frost. Ihr Gepäck befindet sich bereits an Bord.«

Langsam schritt Dana auf den Gleiter zu. Der junge Pfleger eilte voraus, sprach mit einem der vier Männer und überreichte ihm ein Datenpad. Der Mann mit der dunklen Brille nickte und gab seinen Kameraden ein Zeichen, sich ins Innere des Gleiters zu begeben. Nacheinander verschwanden die Männer in der Schleuse.

»Sicherheitspersonal? Wofür?«, wollte Dana wissen.

»Die Einrichtung, zu der Sie im Begriff sind, transportiert zu werden, ist sehr exklusiv. Die Patienten dort zahlen normalerweise viel dafür, von der Außenwelt abgeschirmt zu werden und sich hundertprozentig geschützt zu fühlen. Privatsphäre kann etwas sehr Kostspieliges sein, Sie verstehen?« Die Pflegerin machte eine großzügige Geste. »Es ist ein besonderer Ausdruck unserer Wertschätzung, dass wir Sie dort hinbringen lassen. Es wird Ihnen an nichts fehlen, und wir versichern Ihnen, dass es in den *Drei Systemen* keine bessere Einrichtung gibt.«

Fragt sich nur, wofür!, dachte Dana und nickte schließlich zustimmend. Sie wusste, dass hier etwas faul war. Oberfaul. Andererseits: Was hatte sie schon zu verlieren?

Dana bestieg den Gleiter, ließ sich auf einem freien Platz nieder und versuchte, das heftige Trommeln ihres Herzens wieder unter Kontrolle zu bekommen. Vielleicht hätte sie sich doch weigern sollen. Allein, um zu sehen, was dann passiert wäre. Hätte man sie gewaltsam in den Gleiter gezerrt?

Während sich die Schleuse schloss, wurde das Gefühl, in der Falle

zu stecken, immer übermächtiger. Hier stimmte etwas ganz und gar nicht.

Ich bin eine Gefangene, dachte Dana Frost erschaudernd.

*

Von außen betrachtet war die Anlage eine reine Augenweide. Sie war von Wäldern umgeben und lag an einer sanften Steigung. In der Mitte befand sich auf einem Plateau ein künstlich angelegter See. Rings um das Gewässer reihten sich lang gezogene, zweistöckige Bauten, angeordnet zu einem Fünfeck. Auf der dem kleinen Hügel zugewandten Seite stand das größte der fünf gleichförmigen Gebäude. Die Balkone des ersten Stockwerkes wurden von einer Reihe von Säulen gestützt.

Es gibt also noch eine Steigerung von Prunk und Protz, dachte Dana amüsiert, während der Gleiter hinter einem der Nebengebäude aufsetzte. Noch immer war ihr der Sinn ihrer Verlegung schleierhaft, aber der Anblick dieses Resorts hatte sie tatsächlich versöhnlich gestimmt.

Die vier Sicherheitsleute stiegen zuerst aus und bildeten eine Reihe, die zu einem unscheinbaren Nebeneingang führte. Dana verstand die stumme Aufforderung und schnappte sich ihr Gepäck. Die Männer winkten sie zum Eingang durch, einer von ihnen hielt ihr sogar die Tür auf.

Der Flur vor ihr war menschenleer. Dana hatte zumindest einen Arzt oder einen Paramedic erwartet, die sie in Empfang nehmen würden, aber davon war weit und breit nichts zu sehen. Stattdessen breitete sich der weite Korridor vor ihr aus, der sich kaum von anderen Krankenhausfluren unterschied.

Vorsichtig wagte Dana einen Schritt nach vorne.

Der Boden war aus einem transparenten Material gefertigt und ließ einen Blick auf die darunter befindliche Erde zu.

Waldboden!, erkannte der ehemalige Captain der STERNENFAUST. *Das Haus steht auf Stelzen!* Offenbar wurde das Sonnenlicht durch geschickt positionierte Spiegel reflektiert, oder man hatte Leuchtmittel angebracht. Dadurch wurde die Erde unter dem Gebäude taghell erleuchtet. Dana sah welkes Laub, grünes Gras, Wurzeln und feuchten Waldboden, während sie weiter den Gang hinunter ging. Ein kleiner Flusslauf schlängelte sich unter einer Tür rechts von ihr hervor, um nach einer kurzen Strecke wieder unter der Seitenwand des Gebäudes zu verschwinden. Kleine neongelb fluoreszierende Fischschwärme schwammen darin umher.

Was für ein origineller Einfall! Das ist, als würde man einen Spaziergang in der Natur machen!, stellte Dana fest, während sie den beiden Sicherheitsmännern folgte, die vorausgeeilt waren.

Dana ließ den Blick weiter schweifen. Teile der Innenwände

bestanden ebenfalls aus transparentem Material. Kleine künstliche Wasserfälle ergossen sich in die Lücken im Gemäuer. Moose und Farne wuchsen in den so entstandenen Schaukästen.

Fast wie in einem Terrarium.

Die beiden Sicherheitsmänner vor ihr waren jetzt an einer Tür stehen geblieben. Als Dana sich ihnen näherte, sagte einer von ihnen schlicht: »An dieser Stelle dürfen wir uns von Ihnen verabschieden, Mrs. Frost. Wir wünschen Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in den *›Quellen der Genesung‹*.«

Dana unterdrückte ein Auflachen. »Die *›Quellen der Genesung‹*? Welch passender Name.« Sie schaute sich erneut um. »Sagen Sie mal, sind hier keine anderen Patienten? Es ist so ruhig hier, und ich habe niemanden außer uns auf dem Gang gesehen?«

»Dies ist eine sehr exklusive Einrichtung«, kam als Antwort. Dana nickte, obwohl sie nicht ganz verstand, was sie damit anfangen sollte. Der Mann starrte mit unbewegter Miene geradeaus. Selbst hier, im Gebäude, hatte er seine Sonnenbrille nicht abgenommen.

»Na dann, stehen Sie bequem, Soldat«, murmelte Dana. Es würde sich schon noch herausstellen, wo sich die anderen Gäste dieser Anlage aufhielten.

Die Schiebetür glitt nahezu lautlos zur Seite, und Dana betrat den Raum. »Nett«, kam ihr über die Lippen, nachdem sie sich kurz umgesehen hatte. Das Zimmer konnte sich sehen lassen: ein breites Doppelbett im altirdischen Landhausstil, ein großer Wandscreen, der im abgeschalteten Modus als digitaler Bilderrahmen fungierte und Natur- und Panorama-Aufnahmen zeigte. Und ein moderner Arbeitsplatz, komplett mit Touchscreen-Konsole und Zugang zum Mediennetz.

Die Luft im Raum wirkte leicht abgestanden, und so entschloss sich Dana, die doppelflügeligen Fenster einen Spaltbreit zu öffnen, um etwas Sauerstoff hereinzulassen. Sofort roch es nach blühenden Blumen, und nach etwas anderem, Würzigerem. Dana öffnete das Fenster ganz, um sich mit einem tiefen Einatmen und geschlossenen Augen etwas herauszulehnen.

Sie stützte sich mit den Armen auf der Fensterbank ab – und schrie überrascht auf!

Ein Brennen hatte sich in Sekundenschnelle auf ihrem Gesicht ausgebreitet, als sie mit der Nase auf einen Widerstand gestoßen war. Ein elektrisches Knistern war zu hören gewesen, und Dana fühlte sich, als hätte sie einen leichten Stromschlag bekommen.

Was war das denn?

Nach einem kurzen Moment der Verwirrung wusste sie genau, was das war. *Das soll wohl ein Scherz sein!*

Sie hob eine Hand und strecke sie vorsichtig aus. Da war es wieder, dieses seltsame Kribbeln! Sie stieß erneut auf eine unsichtbare Barriere, doch diesmal sah sie es: Von der Stelle, an der sie das verborgene Kraftfeld berührt hatte, breitete sich wellenförmig eine

Bewegung aus, als sich die Partikel, die offenbar ein unsichtbares, undurchdringliches Netz bildeten, neu ordneten.

»Also doch!«, keuchte der ehemalige Captain der STERNENFAUST. »Das ist kein Krankenzimmer, das ist eine Zelle!« Sie stürmte durch die Tür auf den Korridor hinaus und sah plötzlich in das rundliche Gesicht eines jungen Mannes. Er trug den typischen beigefarbenen Overall, den sie auch bei den anderen Paramedics der Genetics gesehen hatte.

Dana atmete schwer. Sie ließ die erhobenen Arme sinken und versuchte durch Konzentration ihren Adrenalinspiegel wieder auf ein Level zu senken, bei dem sie in der Lage war, einen klaren Gedanken zu fassen.

Der Braunhaarige mit dem rundlichen Gesicht zeigte auf sein Namenschild. »Mein Name ist Dr. Jesus Bardzo, ich bin Chefarzt und Leiter dieses Sanatoriums, dass sich, wie Sie sicher wissen, die *›Quelle der Genesung‹* nennt.«

Dana nickte. »Ihre Wachhunde haben mir das schon mitgeteilt«. Sie funkelte den Mediziner aus eisigen Augen an. »Was hat es zu bedeuten, dass ich hier nur gefilterte Luft zu atmen bekomme?«

»Sie meinen die Kraftfelder?«, fragte Dr. Bardzo unschuldig. »Die sind zu Ihrem Schutz da.« Er faltete die Hände. »Es ist bekannt, dass eine natürliche Heilung und das allgemeine Wohlbefinden durch frische Luft begünstigt werden. Allerdings besteht bei einem geöffneten Fenster auch die Gefahr, dass Schmutzpartikel und Krankheitserreger ins Zimmer eindringen. Natürlich sind einige Patienten darauf angewiesen, dass ihre Zimmer weitestgehend steril bleiben. Die Kraftfelder erlauben es, gasförmige Stoffe, wie zum Beispiel Luft, durchzulassen, während Krankheitserreger wie Viren und Bakterien, deren physische Größe mindestens das Fünfzigfache eines Sauerstoffmoleküls beträgt, an diesem engmaschigen Energienetz abprallen.«

»Und gleichzeitig verhindern Sie, dass sich Patienten unbemerkt absetzen können«, entfuhr es Dana zischend. Sie sah aus wie ein Raubtier kurz vor dem Sprung.

Dr. Bardzo legte die Handflächen zusammen und tippte sich mit den Zeigefingern an die Nasespitze. »Warum sollte das jemand tun? Wir *helfen* den Menschen hier, wir wollen ihnen nichts Böses.« Er blickte Dana freundlich an. »Auch Ihnen wollen wir nichts tun, Mrs. Frost. Wir wollen nur herausfinden, was mit Ihnen nicht stimmt, und wie es dazu kommen konnte, dass sich da drin«, er tippte sich an die Schläfe, eine Geste, die sie auch schon bei Dr. Baboucar gesehen hatte, wie Dana in diesem Moment irritiert bemerkte, »etwas befindet, das dort nicht hingehört. Dr. Baboucar hat mich über Ihre Geschichte und seinen vorläufigen Befund informiert. Ich teile seine Einschätzung, dass wir weitere Tests durchführen müssen, um ganz sicher zu sein, wie wir weiter vorgehen – und *ob* wir weiter vorgehen *können …*«

Dr. Bardzo machte eine kurze Pause, bevor er fortfuhr. »Sie werden in etwa einer halben Stunde ins Untersuchungslabor gebracht werden. Ich darf Sie bitten, sich bis dahin in Ihrem Zimmer aufzuhalten und es sich bequem zu machen. Wenn Sie etwas wünschen, betätigen Sie einfach das Service-Feld auf Ihrem Schreibtisch, dann wird sofort jemand kommen, um Ihren Wunsch zu erfüllen.«

Damit drehte er sich um und ging den Korridor hinunter.

Dana stutzte. Nicht einmal eine windige Erklärung, warum sie hier bleiben sollte und sich nicht auf dem Gelände bewegen durfte. War er wirklich so naiv zu glauben, dass sie sich ohne triftigen Grund damit abfand, hierzubleiben?

Sie wusste, wenn Sie entkommen wollte, musste sie es jetzt tun. Jetzt würde man noch nicht damit rechnen. Daher hatte Dr. Bardzo auch nicht gewartet, ob sie auch wirklich in ihr Zimmer zurückkehrte.

Ein grimmiges Lächeln schlich sich in Dana Frosts Gesicht.

Ich hätte auf meine innere Stimme hören und gar nicht erst herkommen dürfen. Dass von den Genetics nichts Gutes kommen kann, hätte ich mir gleich denken können.

*

Das Leben ist zu kurz geworden, um noch irgendwelchen Befehlen zu folgen, die keinen Sinn ergeben!

Noch immer war auf dem Korridor weit und breit kein Mensch zu sehen. Ihr Blick fiel auf den künstlichen Wasserlauf unter dem transparenten Flur.

Wir kamen von links, erinnerte sie sich. *Dort hinten, leicht versetzt um die Ecke, ist der Nebenausgang zum Landeplatz des Transportgleiters.* Wahrscheinlich gab es noch andere Ausgänge, aber ihr reichte *ein* Weg, und dieser hatte den Vorteil, dass sie ihn kannte.

Dana schlich den Korridor hinunter. Jeden Moment musste sie damit rechnen, dass ein anderer Patient oder ein Pfleger aus einem der an den Flur angrenzenden Zimmer trat und sie entdeckte. Zusätzlich hielt sie nach Überwachungskameras Ausschau, hatte bis jetzt aber keine sichtbaren entdecken können.

Es war immer noch verdächtig ruhig in diesem Nebengebäude der *»Quellen der Genesung«* fand Dana. Ihr kam ein absurder Gedanke: Konnte es vielleicht sein, dass sie allein in diesem Trakt gefangengehalten wurde? Dass man alle anderen »Patienten« verlegt hatte, damit niemand von ihrer Anwesenheit erfuhr?

Doch weshalb? Was war an ihr so wichtig?

War sie paranoid? Sah sie Gespenster? Sollte sie nicht einfach in ihrem Zimmer auf den Arzt warten?

Nein! Eine ihrer großen Stärken war stets ihr Bauchgefühl gewesen.

Und sie hatte nicht vor, es jetzt zu ignorieren.

Sie hastete weiter. An der Ecke drückte sie sich an die Wand und drehte den Kopf so, dass sie in den Quergang linsen konnte.

Dort war niemand.

Noch immer blieb es ruhig.

Vielleicht liegst du völlig falsch und machst dich zum Narren. Das Bauchgefühl, vielleicht funktioniert es nicht mehr so wie früher.

In dem Augenblick schrillte der Alarm los.

*

Zwei der »Sicherheitsleute« aus dem Gleiter hatten das Gebäude betreten, nachdem das Warnsignal ertönt war.

Schnellen Schrittes hatten sie sich vorwärts bewegt, und jetzt rannte Dana, als seien alle Sternenteufel hinter ihr her. Die beiden durften sie nicht sehen.

Ein Blick über die Schulter nach hinten … Es konnte sich nur noch um Sekunden handeln, bevor die beiden Männer sie entdecken würden.

Dana warf sich um die Ecke zum nächsten Quergang, ohne vorher klären zu können, ob sich dort jemand befand. Doch sie hatte Glück. Es war zwar nur eine Sackgasse, in die sie sich hatte retten können, aber das verschaffte ihr ein paar Augenblicke, um über den nächsten Schritt nachzudenken.

Sie müssen bereits wissen, dass ich nicht mehr im Zimmer bin!, schoss es ihr durch den Kopf. *Warum sollte sonst der Alarm losgegangen sein?* Fieberhaft überlegte sie, was ihre Optionen waren – und hatte noch gar nicht richtig angefangen zu denken, als sich im Gang links von ihr eine Tür öffnete.

Dana zögerte keine Sekunde. Sie hechtete zur nächstgelegenen Tür und tippte auf das Touchscreen mit dem Schlüsselsymbol. Die Tür glitt fast geräuschlos zur Seite.

Und was hättest du getan, wenn sie versperrt gewesen wäre?, blitzte es für einen absurden Moment in ihrem Denken auf. Sie drängte den Gedanken beiseite.

Sofort drehte sie sich um, während sich die Tür fast lautlos hinter ihr schloss. Erst dann gestattete sie sich, sich in dem Raum umzusehen, in den sie so unvermittelt hatte flüchten müssen.

Es gab keine Fenster, nur der hintere Teil wurde matt von einem Spot erleuchtet, der auf eine durchsichtige Projektionstafel schien. Dana erkannte, dass sie sich in einer Art Sitzungs- oder Konferenzraum befand. Außer der Projektionstafel befand sich noch ein 3-D-Emitter am beleuchteten Ende des Raumes.

Ja, ganz klar, hier wurde besprochen oder unterrichtet.

Der ehemalige Captain der STERNENFAUST fuhr zusammen, als sie draußen auf dem Gang vor der Tür Schritte hörte, die sich schnell

näherten. Seit ihrem Eintreten hier waren erst wenige Sekunden vergangen.

»Verdammt!«, entfuhr es ihr. *Die müssen mich* doch *gesehen haben!*

Sie ließ sich geistesgegenwärtig zu Boden gleiten und schlüpfte zwischen den Stühlen hindurch unter den erstbesten Tisch. Das war zwar nur ein rudimentärer Sichtschutz, aber immer noch besser, als gleich auf dem Präsentierteller zu stehen, sollte man auf der Suche nach ihr hier drinnen nachsehen.

Die Schritte verstummten. Dana hörte zwei Männerstimmen, die miteinander sprachen. Kurze Sätze.

Mit vor Schreck starren Gliedern sah sie von ihrem Versteck aus, wie sich die Farbe des Touchscreenfeldes änderte. Sie zog die Beine unter den Körper und robbte so leise sie konnte unter den Tischen von der Tür weg. In der hinteren rechten Ecke des Zimmers reichte das Licht der linken Seite nicht, und sie würde sich besser im Schatten verbergen können.

Dana hatte etwa die Hälfte der Strecke geschafft, als die Tür zur Seite glitt und sie ein laut gerufenes »Ja?« hörte. Weiter entfernt rief jemand anderes etwas, das Dana nicht verstand.

»Wir kommen sofort!«, sagte eine andere männliche Stimme direkt vor dem Eingang. Die Tür – Dana konnte ihr Glück kaum fassen – schloss sich wieder. Die Männer schienen sich eilig zu entfernen.

Während sie versuchte, ihren Herzschlag wieder auf ein erträgliches Niveau zu senken, gestattete sich Dana ein geräuschvolles Aufatmen.

Aber es ist noch nicht vorbei! Noch bin ich nicht raus aus diesem Gebäude. Und falls ich das schaffe, sollte ich mir vielleicht überlegen, auch die Stadt und das System zu verlassen. Was, wenn nicht nur die lokalen Genetics irgendetwas Komisches mit mir vorhaben? Was, wenn ich überall in den Drei Systemen *so behandelt würde? Nach der PFS-Sache und dem vereitelten Putschversuch von Jurij Diaz vor 17 Jahren dürfte ich wohl offiziell zumindest eine Persona non grata sein.*

»Warum kommen Sie da nicht raus? Die anderen sind weg.«

Dana Frost versteifte sich. Augenblicklich raste ihr Puls wieder.

»Was?«, hörte sie sich leise flüstern. Die Stimme, die offenbar zu ihr gesprochen hatte, war von oben gekommen. Sie war nur wenige Meter entfernt.

»Eine Flucht ist sinnlos. Sie können hier nicht raus.«

Gehetzt blickte Dana um sich. Schweißperlen liefen ihr über den Nacken, den Rücken hinab. Das synthetische Material ihrer Kleidung saugte die Flüssigkeit sofort auf und leitete sie an die textile Oberfläche, wo sie sich verflüchtigen konnte.

Die Worte – diese Stimme – sie klang fast ein wenig … kindlich!

Danas Blick richtete sich von ihr aus gesehen nach rechts zur beleuchteten Raumhälfte. Da, ganz hinten an der Wand, zeichneten sich vor dem hellen Hintergrund undeutlich zwei Beine ab.

Es war jemand im Raum!, durchfuhr es Dana. *Als ich hereinkam! Es war schon jemand hier drin! Ich habe ihn übersehen!*

»Sie können ruhig aufstehen«, forderte die Stimme, und Dana sah, wie sich die Beine desjenigen, der sie bei ihrem Versteckspiel die ganze Zeit über beobachtet, aber doch nicht eingegriffen hatte, auf sie zu bewegten. »Ich habe Sie schon gesehen, als Sie reinkamen.«

*

Das war's dann wohl, dachte Dana resignierend und kroch unter dem Tisch hervor. Die lächerlichste Flucht ihres Lebens. Gescheitert, noch bevor sie begonnen hatte.

Noch während sie aufstand, fragte sie sich, wie ihr ein so fataler Fehler hatte unterlaufen können. Ein kurzer Augenblick der Unaufmerksamkeit, der nun alles zunichtemachte.

Als sie ihren Blick auf denjenigen warf, der sie entdeckt hatte, hätte sie vor Überraschung beinahe aufgeschrien.

Ein Kind!

Vor ihr stand ein Junge. Dana schätzte ihn auf etwa 13 oder 14 Jahre. Er hatte silberblonde Haare und blassgrüne Augen, die kalt und ein wenig überheblich zu dem ehemaligen Captain der STERNENFAUST hinaufsahen.

Wenn man mich schon Eisbiest nennt, dachte sie in einem Anflug von schrägem Humor, *dann müsste man der Arktis den Namen dieses kleinen Kerls geben.*

Der Junge blickte sie nur stumm an. Er wirkte fast gelangweilt. Offenbar war er sich seiner ausdruckstarken Haltung bewusst und konnte darüber hinaus einschätzen, dass ihn Dana widerstrebend trotzdem als »schön« bezeichnen musste. Die rosige, makellose Gesichtshaut schien im Halbdunkel fast zu leuchten und gab ihm etwas Ätherisches.

Dana räusperte sich. »Und jetzt?« Sie sah den Jungen fragend an.

»Wir sollten uns setzen«, näselte der Junge und wies auf die Stühle an den Tischen. Er zog sich einen davon heran und ließ sich im Abstand von etwa zwei Metern vor Dana nieder.

Sie tat es ihm gleich. Schweigend saßen sie voreinander und taxierten sich mit abschätzigen Blicken.

Glänzende Synthetikstoffe und einfache Muster, man sieht nichts anderes mehr, ging es Dana durch den Kopf. Der Junge war gekleidet wie die meisten Jugendlichen in den Solaren Welten. Sie hatte nicht gedacht, dass die jungen Leute auf den Genetics-Welten den gleichen Geschmack hatten.

Trotz seines offensichtlich geringen Alters machte er den Eindruck eines Schönlings, der sich aufgrund seines Auftretens und Aussehens alles erlauben konnte.

Der Junge räusperte sich. »Das war dumm!«, bemerkte er beinahe beiläufig.

Dana sah in fragend an. »Was meinst du?«

»Deine Flucht. Dumm. Es amüsiert mich, dass du davon ausgegangen bist, jemals eine Chance zu haben, dieser Einrichtung zu entkommen.« Er lachte leise und schlug die Augen nieder. »Zugegeben, dieses Gebäude macht nicht den Eindruck, als wäre es ein Hochsicherheitsgefängnis.«

»Was machst du hier?«, wollte sie nach etwa einer halben Minute des Schweigens wissen. »Wer bist du, und woher wusstest du, was ich vorhatte?«

»Zuerst einmal: ich bin Daniel«, sagte er unvermittelt. »Ich warte hier auf meine Ärztin. Und herauszufinden, warum du hier so plötzlich aufgetaucht bist, ist nun wirklich eine meiner leichtesten Übungen.«

Dana fuhr aus ihrem Stuhl hoch. Eine Ärztin war schon auf dem Weg hierher! Sobald die Frau sie hier drin erblicken würde, war es endgültig aus. Sie musste das Zimmer verlassen, schnell!

»Du kannst dich wieder setzen«, sagte Daniel ruhig. Unverhohlener Spott klang in seiner Stimme mit, die noch kurz vor dem pubertären Stimmbruch zu stehen schien.

Deswegen war es Dana vorhin auch so schwer gefallen, sie einzuordnen. Sie hatte einfach nicht mit einem Kind an einem Platz wie diesem gerechnet.

»Die Ärztin wird nicht kommen. Jedenfalls nicht, solange wir hier miteinander plaudern. Es droht dir derzeit keine Gefahr. Von niemandem.«

Dana rückte den Stuhl zurecht und nahm erneut Platz. »Was macht dich da so sicher?«, wollte sie wissen. *Dieser Kerl ist mir irgendwie unheimlich. Dennoch habe ich das Gefühl, dass er recht hat und ich im Moment nichts zu befürchten habe.*

Daniel grinste überheblich. »Was glaubst du denn? Wenn ich schon weiß, dass du von hier flüchten willst, und den beiden Männern da draußen eine anderweitige Beschäftigung verschafft habe, werde ich doch wohl auch noch wissen, wann meine Therapeutin auftaucht!«

Dana runzelte die Stirn und zog gleichzeitig die Augenbrauen hoch. »Das warst du? Aber wie …?«

Daniel winkte ab. »Unwichtig. Ich höre einfach so dies und das. Meine Therapeutin hilft mir dabei, einen Weg zu finden, mich auf Einzelnes und Wichtiges zu konzentrieren. Ich glaube, sie ist auf dem richtigen Weg.« Er zuckte die Achseln. »Jedenfalls soweit ich das erkennen kann.«

Er beugte sich nach vorne. »Willst du gar nicht wissen, was die von dir wollen, Dana?«

Der ehemalige Captain der STERNENFAUST registrierte sofort, dass der Junge ihren Namen kannte, obwohl sie ihm den noch gar nicht genannt hatte. Zusammen mit dem, was er vorher von sich gegeben hatte, konnte Dana langsam sicher sein, dass ihre erste Vermutung richtig war.

Er ist ein Telepath!

Jetzt, da sie ahnte, was Daniel für Fähigkeiten besaß, versuchte sie bewusst, an nichts Bestimmtes zu denken, ihren Geist freizubekommen und eine mentale Blockade zu errichten. *Mal sehen, ob du jetzt immer noch weißt, was mir durch den Kopf geht.*

Der Junge verzog augenblicklich das Gesicht und machte den Eindruck, als wäre er unvermittelt gegen eine Mauer gelaufen. Offenbar klappte es mit der geistigen Barriere.

»Nicht schlecht für eine *Natürliche*«, murmelte er. »Die anderen Patienten hier … Sagen wir mal, wenn Gott sie nach seinem Ebenbild geschaffen hat, dann war er zwischenzeitlich mal im OP«, setzte er hinzu, und amüsierte sich über seinen Vergleich. »Da schließe ich mich natürlich selbst nicht aus, Dana, ganz im Gegenteil. Aber du, du bist etwas Besonderes. Sonst wären sie wegen dir nicht so aufgeregt.«

Dir hat deine Fähigkeit wohl das Hirn verdreht!, spöttelte Dana in Gedanken, und es war ihr egal, ob der Junge ihre Gedanken empfing oder nicht.

Der Telepath an der Wand hört seine eigene Schand.

Doch auch wenn Daniel ihre Gedanken las, ließ er sich im Moment nichts anmerken.

»Fein. Du kannst also meine Gedanken und die der anderen in diesem Gebäude bis zu einem gewissen Grad lesen. Habe ich das richtig verstanden?« Sie war wieder aufgestanden und ging langsam zur Tür herüber. Dabei lauschte sie, ob sich auf dem Flur vor dem Zimmer etwas tat. Doch noch war dort alles ruhig.

»Das ist korrekt«, antwortet Daniel herablassend.

»Du weißt also auch, wo sich die jeweiligen Leute befinden, von denen du die Gedanken auffängst?«, wollte sie von dem Jungen wissen, der weiter seelenruhig dasaß und keine Anstalten machte, irgendetwas zu unternehmen.

»Wenn du das so ausdrücken willst, in der Regel ja«, antwortete er.

»Und wenn ich jetzt durch diese Tür gehe und in den Korridor hinaus, würde mich dann jemand aufhalten können, weil er gerade in der Nähe ist?«, wollte Dana wissen. Ihr gefiel der Gedanke, dass ein Telepath auf diese Weise für sie Schmiere stand.

Daniel schloss für einen Moment die Augen und atmete tief durch. Zehn Sekunden später stieß er die Luft wieder aus und sah Dana an. »Der Weg ist frei. Du schaffst es nur, wenn du dich beeilst. Nach links den Gang herunter, dann rechts und an der zweiten Abzweigung wieder links. Es ist ein weiterer Nebenausgang, der Wachmann dort zieht sich gerade außerhalb des Sichtbereiches an einem Automaten einen Syntho-Drink. Zumindest hat er das vor.«

Dana witterte Morgenluft. »Vielen Dank, Kleiner. Ich muss dann mal weiter!«

Sie atmete einmal tief durch und öffnete die Tür, bereit, sofort loszuspurten.

Noch bevor ihr Gehirn registrierte, dass dort zwei Männer in schwarzen Anzügen direkt vor ihr standen, hörte sie das

charakteristische Sirren eines Nadlers. Sie spürte einen Schauer leichter Stiche in der Brust und wurde gleich darauf vom Kribbeln der Betäubungspartikel, die auf sie abgeschossen worden waren, erfasst. Danas Muskeln versagten, und sie sackte in der Tür zusammen.

Sie hörte noch, wie jemand hinter ihr aus dem Zimmer trat und wie eine der Wachen sagte: »Danke für deine Hilfe, Daniel! Sowohl für die Alarmierung beim Ausbruch der Patientin als auch bei ihrer Festsetzung.«

In der verschwimmenden Sicht ihrer schwindenden Sinne sah sie, wie sich der Junge zu ihr herabbeugte. »Tut mir leid, Dana. Wie ich schon sagte: Du hast keine Chance.«

*

Nur langsam tauchte sie aus dem Dunkel wieder auf.

Zuerst brauchte sie eine Weile, um sich daran zu erinnern, wo sie war. Ihr Gehirn schien wie ihr Körper in dicke Watte gepackt.

Richtig, sie war betäubt worden. Der Verstand kehrte also langsam zurück, doch die Fesseln, die sie festhielten, existierten auch körperlich. Sie hatte das Gefühl, sie würde von etwas Leichtem, kaum Fassbarem festgehalten, und als sie begann, um sich zu schlagen, hielt es sie nur noch fester und schlang sich um Arme und Beine. Dana wehrte sich heftiger, bis sie merkte, dass es sich bei dem zarten Gewebe um nichts anderes handelte als ihre Bettdecke. Sie atmete durch und versuchte, die letzten Reste des Albtraums zu verscheuchen.

Sie lag in einem bequemen Bett, und die Sonne schien zum Fenster herein.

Verdammt, ich habe zu viel Angst, dachte Dana verärgert und befreite sich endgültig aus dem dünnen Laken, das auf ihr gelegen hatte. Ärgerlich knüllte sie den leichten Synthetik-Stoff zusammen und schleuderte ihn in die Ecke.

Sie sah sich um.

Dana war wieder in ihrem Zimmer, das einfach, aber funktional und geschmackvoll eingerichtet war. *Bin ich also wieder da, wo ich angefangen habe*, dachte sie ironisch. *In meinem goldenen Käfig.*

Sie stand auf und sah aus dem Fenster in die grüne und idyllische Parklandschaft herab, darauf achtend, den Fensterrahmen nicht zu berühren.

Jetzt bleibt mir wohl nur noch, so lange hier zu warten, bis mir freundlicherweise mitgeteilt wird, warum ich überhaupt hier bin, was das hier für eine Einrichtung ist und was man von mir will.

Ich wäre besser auf Sirius III geblieben.

Dieses kleine, blonde Monster. Wenn ich den in die Finger kriege. Dana versuchte ihre zornigen Gefühle zu unterdrücken und warf sich aufs

Bett. Dann schnappte sie sich ihren e-Pad, den sie vom Sirius mitgebracht hatte. Vielleicht fand sie ja irgendein Buch, das sie ablenkte und das sie schon immer mal hatte lesen wollen. Etwas anderes konnte sie im Moment nicht tun.

»Die Zellstörungen im Gehirn der Signatur Dana Frost sind nach wie vor vorhanden.«

Dana, die gerade noch geglaubt hatte, allein zu sein, fuhr bei diesen Worten auf. Vor ihr stand wieder dieser scheinbar perfekte Mensch mit den schwarzen Augäpfeln und dem ausdruckslosen Gesicht.

Die Entität!

Ich bin durch die halbe Galaxie geflohen, um meine Ruhe zu haben. Und jetzt kommt dieses Ding hier einfach so herein.

Es war bekannt, dass für dieses Wesen weder Raum noch Zeit galten, aber dieses plötzliche Erscheinen verunsicherte Dana zutiefst. Doch sie verdrängte das Gefühl energisch. Die Entität würde ihr nichts tun, soviel war klar. *Sie verfolgt mich nur*, dachte Dana erbost und starrte das Geschöpf vor sich böse an. Die gerade so mühsam unter Kontrolle gebrachte Wut brach wieder auf. Dana warf das e-Pad aufs Bett und sprang auf.

»Was willst du hier? Kannst du mich nicht endlich, endlich mal in Ruhe lassen?«

Das Wesen reagierte nicht. Es hielt wie immer die linke Hand ein wenig gespreizt vor der nackten Brust, als wüsste es nicht so recht, was man mit Extremitäten anfing.

»Die Signatur Yngvar MacShane ist immer noch existent. Es scheint, dass dies der Signatur Dana Frost noch nicht in letzter Konsequenz bewusst ist. Es liegt der Signatur Yngvar MacShane außerordentlich viel daran, dass Dana Frost die Leiden erspart bleiben, die solche Zellstörungen in der physischen Manifestation dieser Spezies zur Folge haben.«

Dana starrte das Wesen an. Es hatte eine seltsame Art sich auszudrücken, und so musste sie erst zwei Sekunden überlegen, was seine Worte wohl aussagen sollten.

»Damit willst du mir wohl sagen, dass du dir Sorgen um mich machst.«

»Das ist korrekt. Eine Heilung der Signatur Dana Frost scheint dringend erforderlich. Die Zellstörungen weisen auf ein Ende der Existenz in kurzer Zeit hin. Für die Signatur Yngvar MacShane ist dies eine Störung im Lauf der Dinge, die nicht hingenommen werden kann.«

Dana seufzte ärgerlich auf. »Danke, dass ich in wenigen Monaten sterben werde, wenn nicht noch ein Wunder geschieht, weiß ich selbst. Sonst noch was?«

»Diese Zellstörungen können geheilt werden. Es gibt zwei Möglichkeiten. Die eine ist eine Reise zum Auge des Universums, wo der Ursprung des Seins vermutet wird.«

Dana winkte ab. »Solange du nicht weißt, was das Auge des

Universums überhaupt ist, kannst du doch nicht im Ernst erwarten, dass mir diese Information weiterhilft. Es sei denn, du sagst mir endlich mehr darüber.«

Die Entität legte wie schon so oft den Kopf schief und betrachtete Dana.

»Es wurde bereits gesagt, dass weitere Informationen über diesen Ort nicht gegeben werden können. Sicher ist jedoch, dass dort für physische Wesen eine Heilung aller Gebrechen möglich ist.«

»Ein heiliger Gral«, murmelte Dana zu sich selbst. »Das klingt allerdings sehr nach Yngvar.«

Sie holte tief Luft.

»Also«, begann sie übertrieben laut, »um dieses fruchtlose Geplänkel abzukürzen: Du hast doch die Macht über Materie. Kannst du mir meine Zellstörungen nicht einfach entfernen?«

»Das ist nicht möglich.«

»Und warum nicht?«

»Gehirne der Spezies, der die Signatur Dana Frost und die Signatur Yngvar MacShane angehören, sind hoch komplizierte biologische Strukturen, die über die Summe ihrer Teile hinausgehen. Es ist möglich, sie zu reproduzieren, doch dazu müssen sie aufgelöst werden. Es wird jedoch als sicher bewertet, dass eine Auflösung nicht dem Wunsch der Signatur Dana Frost entspricht. Ein Wunsch, den die Signatur Yngvar MacShane mit dem Begriff ›halsstarrig‹ charakterisieren würde.«

Wieder starrte Dana das Wesen für ein paar Sekunden sprachlos an.

»Das sollte doch nicht etwa eine humorvolle Bemerkung sein?« Schließlich fügte sie hinzu: »Und dann klingt es noch so, als hättest du endlich etwas begriffen!« Auch wenn sie diesem Geschöpf den Verlust von Yngvar noch immer nicht verzeihen konnte und wollte, so wurde ihr doch klar, dass dieses Wesen es nicht böse meinte. Es erwiderte Danas Blick unverwandt und beinahe nachdenklich.

Es hat keine Ahnung, was eine Seele ist und begreift deshalb sicher nicht, was ich wirklich will. Aber dass *ich es will, das begreift es, und es versucht, dem Rechnung zu tragen. Vielleicht will es wirklich herausfinden, warum ich so stur bin und wiederholt diesen Vorschlag deshalb so hartnäckig.*

»Wäre das die zweite Möglichkeit, die du vorhin ansprachst? Meine Auflösung in dir?«

Die Entität antwortete nicht sofort. »Sie wäre es.«

Dana nickte langsam. »Du hast recht. Dem stimme ich nicht zu. Diese Möglichkeit ist keine Option für mich. Nicht jetzt und nicht später.«

»Das bedeutet für die Signatur Yngvar MacShane«, erklang die Stimme der Entität nach einer schier endlosen Pause, »dass sie von Dana Frost auf ewig getrennt sein wird.«

Wieder war Dana sprachlos. Das klang fast so, als wäre die Entität traurig. Als trauere Yngvar! Wie das? Er war ja nicht mehr da. Vor 16

Jahren hatte dieses Wesen, das laut den Christophorern nur aus einer Quantensignatur bestand, die physikalischen Komponenten ihres Gefährten in sich aufgenommen.

Nur diese und mit ihnen die Erinnerungen. Es war also nur vernünftig anzunehmen, dass das Wesen nur etwas nachplapperte, was in dem Echo der »Signatur« Yngvar MacShane enthalten gewesen war.

Wieder einmal tauchte in Dana die all die Jahre unbeantwortet gebliebene Frage auf, ob Yngvars Wesen, das, was ihn für sie so kostbar gemacht hatte, wirklich nicht mehr existierte.

War es nur eine Erinnerung an das Konzept »Fürsorge«, die die Entität solche Bemerkungen sagen ließ? Oder lebte doch mehr von Yngvar in ihr weiter, als sie oder die Christophorer je zu hoffen gewagt hatten?

Was also, wenn da doch noch mehr war als nur Erinnerung?

Da gewänne eine Auflösung in der Kreatur ja wirklich eine ganz andere Bedeutung. Wenn dabei mehr als nur ein Echo des Menschen übrig bleibt, dann hat Yngvar vielleicht wirklich all die Jahre gehofft, dass ich mich ebenfalls von dieser Entität auflösen lasse. Das hätte auch erklärt, warum die Entität nun schon zum wiederholten Mal das Angebot machte, Dana in sich aufzulösen. Sie oder das, was von Yngvar auch immer existierte, wünschte sich das von ganzem Herzen und hatte nie die Hoffnung aufgegeben, dass sie einmal zustimmen würde.

Der Gedanke war überwältigend.

Ewige Liebe. Die Entität will lernen. Vielleicht weiß sie aus Yngvars Erinnerungen, was das für ein Konzept ist und dazu braucht sie mich.

Dana wollte es kaum zugeben, doch sie war gerührt. Der Hass auf die Entität löste sich auf einmal auf. Sie überlegte, was sie dem Wesen Versöhnliches sagen konnte.

»Ich werde die Signatur Yngvar immer vermissen«, sagte sie schließlich und traute ihrer Stimme nicht so recht. »Aber ich kann deinen Vorschlägen nach wie vor nicht zustimmen.« Bildete sie sich das nur ein oder sah die Entität auf einmal doch ein wenig unglücklicher aus als zuvor? Dana verdrängte den Gedanken. »Meine Situation ist allerdings noch nicht ganz verzweifelt. Vielleicht finde ich doch noch Heilung hier auf Einstein. Ich schlage dir vor, ich werde dich rufen, wenn ich bereit bin, auf deine Vorschläge einzugehen. Wirst du mich dann hören?«

Die Entität schien das in Erwägung zu ziehen.

»Das wäre möglich. Die Signatur Yngvar MacShane glaubt, dies sei das beste Entgegenkommen, das von der Signatur Dana Frost in dieser Situation zu erwarten ist.«

Dana musste unwillkürlich lachen. »Da hat die Signatur Yngvar MacShane absolut recht.«

Die Miene des Wesens änderte sich nicht. Es löste sich ohne ein weiteres Wort auf. Für einen Moment hatte Dana geglaubt, in den schwarzen Augen der Wesenheit wäre ein amüsiertes Lächeln

aufgeblitzt.



Flopp.

Die Tür schloss sich mit einem leisen Laut hinter Dana. Trotzdem klang das kaum hörbare Geräusch wie ein endgültiges Urteil. Dana wandte sich bei dem Laut unwillkürlich um und starrte für einen Moment nachdenklich auf die geschlossene Tür.

»Bitte setzen Sie sich, Mrs. Frost«, hörte sie die angenehme dunkle Stimme von Jesus D. Bardzo. Zu Danas Unmut klang sie so jovial und aufgeräumt, als wäre dies eine ganz normale Unterhaltung zwischen Arzt und Patient. Doch sie nahm sich zusammen. Endlich würde sie erfahren, was es mit ihrem Aufenthalt hier in diesem seltsamen Sanatorium auf sich hatte! Sie folgte der ausgestreckten Hand von Dr. Bardzo und nahm in einem der bequemen Besuchersessel vor dem Schreibtisch des Arztes Platz.

»Also, Dr. Bardzo«, begann Dana, fest entschlossen, sich diesmal nicht wieder mit Allgemeinplätzen abspeisen zu lassen. »Ich hoffe sehr, dass Sie das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient nicht noch weiter belasten wollen, und dass Sie sich dazu durchgerungen haben, mir endlich mitzuteilen, was es mit meinem … unfreiwilligen Aufenthalt hier auf sich hat.«

»Um das unschöne Wort ›Gefangenschaft‹ mal zu vermeiden«, fügte sie scharf hinzu.

Zu ihrem Erstaunen schlug Dr. Bardzo die Augen nieder und räusperte sich.

»Commodore Frost, seien Sie sicher, dass mir das alles mehr als unangenehm ist.«

Dana zuckte mit keiner Wimper. Sie hatte den Wechsel in der Anrede durchaus registriert, aber sie gedachte nicht, auf Dr. Bardzo zuzugehen und ihm irgendeine Form von Absolution zu erteilen.

»Also«, fuhr der Arzt verlegen fort. »Ich habe mir von höchster Stelle die Erlaubnis eingeholt, Sie in diesem Gespräch in vollem Umfang über den Sachverhalt aufzuklären. Aber ich möchte von vornherein sagen, dass dabei sicher einige Überraschungen auf Sie zukommen.«

Dana zog die Augenbrauen hoch, als spräche sie mit einem Kadetten auf der STERNENFAUST. »Dr. Bardzo, sicher stimmen Sie mir zu, dass alles, was ich heute von Ihnen zu hören bekomme, wohl kaum schlimmer sein kann als irgendetwas, was mir in den Jahren meiner Star Corps-Tätigkeit zu Ohren gekommen ist.«

Dr. Bardzo stutzte einen Moment und nickte dann. »Da bin ich sicher.«

Er räusperte sich verlegen und begann ohne Umschweife. »Die *Drei Systeme* leiden seit knapp elf Monaten unter einer Seuche. Sie äußert

sich in Form von Zellmutationen, die sich als besonders bösartig erweisen und sich weder durch Naniten oder andere, medikamentöse Therapien behandeln lassen. Sie verstehen, dass der Regierung in Einstein-City sehr daran gelegen ist, diese Schwachstelle nicht nach außen sickern zu lassen. Mit Verlaub … Es gibt in den Solaren Welten immer noch Kräfte, die unsere Unabhängigkeitserklärung von 2250 nicht hinnehmen wollen und denen Lordmanager Canetti nicht irgendwelche Trümpfe in die Hände spielen will.«

Dana stutzte. Natürlich kannte sie alle Ereignisse, auf die Dr. Bardzo da anspielte, größtenteils aus eigener Erfahrung. Doch was hatte das letztendlich mit ihrer Situation zu tun?

»Dr. Bardzo, warum erzählen Sie mir das?«, unterbrach sie ihn ungeduldig. »Vermutet Lordmanager Canetti denn vielleicht, dass Jasper Mitchell mich mithilfe der GalAb inkognito und unter dem Vorwand einer Krankheit hier auf Einstein eingeschleust hat? Das würde zumindest meine Gefangenschaft hier erklären.«

Zu Danas Erstaunen lächelte Dr. Bardzo. »Nein, das vermutet er sicher nicht. Ihre Glioblastome sind leider kein Vorwand, sie sind sehr real, und Fakt ist, dass wir in den *Drei Systemen* bisher keine Möglichkeit haben, sie zu heilen. So wenig wie die Zellabnormitäten unserer infizierten Mitbürger.«

Dana runzelte die Stirn, als Dr. Bardzo nicht sofort weitersprach. Er schien irgendwie nach den richtigen Worten zu suchen.

»Diese Seuche ist sehr besorgniserregend, und wir wissen noch nicht, wie ansteckend sie wirklich ist. Daher die strikten Vorsichtsmaßnahmen. Die meisten der Erkrankten weisen wir in Sanatorien wie diesem hier ein. Sie selbst wissen nicht, wie weit diese Krankheit inzwischen verbreitet ist. Bei TR-Tec wird fieberhaft an einem Gegenmittel gearbeitet. Doch eine Heilung ist noch nicht in Sicht. Diese charakteristischen Zellwucherungen treten unseres Wissens nach nur bei Genetics auf. Genauer gesagt, bei Menschen, die genetisch auf eine bestimmte Stufe gehoben wurden. Nur diese Personen sind anfällig für diese Mutationen. Fatalerweise sind es gerade unsere intelligentesten Bürger, die von dieser unerklärlichen Krankheit befallen sind.«

»Es tut mir leid, das zu hören«, sagte Dana betroffen. »Eine Seuche also? Das erklärt natürlich einige Ihrer Maßnahmen. Aber ich verstehe immer noch nicht, warum Sie Ihre Sicherheitsvorkehrungen auf mich ausweiten. Ich bin, wie Sie es wohl bezeichnen würde, eine *Natürliche*.«

Dr. Bardzo räusperte sich wieder und ließ Dana nicht aus den Augen. »Commodore Frost, Sie sind eine bekannte Bürgerin der Solaren Welten, ja. Deshalb waren wir zu Beginn unserer Untersuchungen in Einstein-City auch so überrascht. Wir glaubten, Sie seien die erste, nicht genetisch manipulierte Person, die von diesen bösartigen Zellwucherungen befallen wurde. Doch die Biopsie und die pathologischen Untersuchungen der Gewebeproben haben

ein sehr überraschendes Ergebnis zur Folge gehabt.«

Wieder machte Dr. Bardzo eine bedeutsame Pause. Er sah sie jetzt direkt an. Dana wagte kaum zu atmen.

»Sind Sie bereit für die Wahrheit?«, wollte Dr. Bardzo wissen.

Dana nickte und hielt den Atem an.

»Commodore Frost, Ihre DNS wurde vor Ihrer Geburt hier auf Einstein künstlich aufgewertet.«

Dana starrte ihn nur einen Moment fassungslos an, sodass Dr. Bardzo das Offensichtliche laut aussprach. »Sie sind eine Genetic.«

*

Eine Genetic.

Du bist eine Genetic.

Du hast deine Fähigkeiten nicht antrainiert, und du hast sie auch nicht von deiner Mutter oder deinem Vater geerbt. Sie sind dir eingepflanzt worden.

Sie sind kein Zufall, sondern wurden gezielt deinem Erbgut hinzugefügt. Du bist im Star Corps nicht aus eigener Kraft hochgekommen, sondern mit geliehenen Fähigkeiten. Ohne diese Aufwertung wärst du nicht der Assistent von Admiral Müller geworden, nicht die Kommandantin der STERNENFAUST I und II und vielleicht auch nicht Captain der STERNENFAUST III.

»Das ist Selbstmord, Dana.«

Dana schreckte hoch und sah ihr Gegenüber an, das sie gelangweilt durch ein dreidimensionales Gitterwerk aus Licht anstarrte. Selbstmord?

Ich habe nur noch ein paar Monate zu leben, habe festgestellt, dass es wohl keinen Ausweg gibt und jetzt habe ich auch noch erfahren, dass mein ganzes sogenanntes Leben eine Lüge ist.

Mehr Gründe für einen Selbstmord könnte man wohl nicht haben.

»Wir spielen nach japanischen Regeln. Du darfst also diesen Stein nicht setzen, denn dann müsstest du alle Steine deiner Kette als Gefangene nehmen. Das ist Selbstmord und demnach laut Regelwerk nicht erlaubt.«

Für eine Sekunde starrte Dana das Kind vor ihr verwirrt an. Natürlich. Er sprach nicht von ihren Gedankengängen, sondern von der Partie dreidimensionalem Go, dass sie seit einer halben Stunde spielten.

Sie warf dem Jungen vor sich noch einen verächtlichen Blick zu und versuchte, sich wieder auf das Spielfeld zu konzentrieren. Ihre Kette hatte tatsächlich keine Freiheit mehr. Nur die eine, die in der unteren rechten Ecke platziert war, hatte noch zwei Möglichkeiten.

»Du bist jetzt sehr eingeschränkt, da es ja keinen Selbstmord gibt«, meinte Daniel jetzt. Seine Stimme klang seltsam interesselos. Dana ließ ihren Blick wieder über das Spielfeld schweifen. Und wirklich, es

schien, als habe sie schon wieder eine Partie gegen ihren eher nervigen als unterhaltsamen Gegner verloren.

Nicht mal auf meine implantierten Fähigkeiten kann ich mich mehr verlassen, dachte sie missmutig. *Eigentlich sollte ich doch jede einzelne der Partien gewinnen. Stattdessen lasse ich mich von diesem Kind ständig übertölpeln.*

Erneut übertölpeln, dachte sie bitter, als sie sich daran erinnerte, wie er ihre Flucht vereitelt hatte.

»Ja, es scheint, als hättest du wieder verloren, Dana.« Das klang definitiv selbstgefällig. Nein, es war noch schlimmer. Es klang mitleidsvoll.

Dana stand auf. Sie hatte genug. Erst schlug er sie beim Go und dann bemitleidete er sie noch. Musste sie sich das wirklich antun?

Sie ging zum Fenster und sah hinaus in die idyllische Landschaft, die einem Park eines englischen Landsitzes glich. *Vielleicht gehe ich gleich noch ein wenig spazieren.* Sie hatte mit Dr. Bardzo eine Vereinbarung getroffen. Er hatte ihr Spaziergänge gestattet, wenn ein Sicherheitsbeamter in der Nähe blieb. Den Gedanken an eine Flucht hatte sie aufgegeben. *Meine letzten Lebensmonate auf der Flucht und im Untergrund verbringen? Das hatte ich zwar in meinem Leben noch nicht, aber trotzdem: nein, danke.*

Zurück in die Solaren Welten wollte sie ohnehin nicht mehr. Der Gedanke, all den Menschen, die sie gekannt hatte, gegenüberzutreten in dem Bewusstsein, dass sie nicht das war, was sie all die Jahre vorgegeben hatte zu sein, hatte etwas zu Beschämendes.

Sie war anders. Sie gehörte nicht mehr dorthin.

Und ich werde nicht einmal die Zeit haben, mich daran zu gewöhnen, anders zu sein, dachte sie resigniert. Auch wenn es deprimierend war, sich vorzustellen, dass sie ihre restliche Zeit wahrscheinlich in diesem abgeschlossenen Sanatorium mit diesem kleinen Monster verbringen musste, diesem Jungen, der offenbar glaubte, die Weisheit mit Löffeln gefressen zu haben.

»Weißt du, Daniel, ich habe eigentlich keine Zeit für Kinderspiele«, sagte sie betont kühl.

Für einen Moment sah Daniel nachdenklich aus. »Du verlierst nicht gern, nicht wahr, Dana?«

Wieder ärgerte sich Dana, aber nur für einen Moment, dann spürte sie auf einmal, wie sie sich entspannte. Doch der Moment hielt nicht lange an.

Sie fuhr herum und musterte den Jungen vor ihr eindringlich. »Du manipulierst mich, richtig?«

Für einen kurzen Moment schien er überrascht, doch seine Selbstbeherrschung war mindestens so gut wie ihre: Er fing sich sofort wieder. Er zuckte mit den Schultern. »Und wenn schon.«

»Und wenn schon?«, erwiderte Dana, und starrte Daniel fassungslos an. »Du beeinflusst heimlich, wie ich mich fühle.«

»Und? Wir beeinflussen ständig unsere Mitmenschen. Oder wir

versuchen es. Wir lächeln. Wir plustern uns auf. Wir zeigen die kalte Schulter. Damit nehmen wir Einfluss auf die Gefühlswelt der anderen.«

»Das ist etwas anderes«, erwiderte Dana, doch sie klang zögerlich. »Das, was du machst, ist … künstlich. So wie so gut wie alles hier auf diesem Planeten.«

»Was natürlich ist und was nicht, ist Ansichtssache. Aber pflegte man ja in den Solaren Welten schon immer eine alberne Doppelmoral. Spielen wir jetzt noch eine Partie oder gibst du auf?« Erwartungsvolle Augen sahen Dana an.

Für einen Moment spürte sie den Impuls, sofort ja zu sagen. Aufgeben? Von wegen. Dana Frost gab nicht auf.

Doch dann erkannte sie, dass er versuchte, sie zu ködern. »Ich sehe, du beherrschst auch die klassischen Manipulationstechniken!«

»Die Natürlichen«, erwiderte Daniel ironisch.

»Daniel«, meinte Dana und holte tief Luft. »Ich habe im Moment keine Lust, mit dir zu spielen. *Du* willst das und versuchst, mich dazu zu bringen. Aber ich habe keine Lust, erst von dir zum Spielen gezwungen zu werden und dann auch noch gegen dich zu verlieren. Was du wahrscheinlich auch erzwingst, denn meine letzten Züge unseres letzten Spiels waren so ausgesprochen dumm, dass ich sie niemals so gemacht hätte, wäre ich bei klarem Verstand gewesen.«

Die Predigt schien auf Daniel keinen großen Eindruck zu machen. »Das ist meist der Grund, weshalb wir verlieren«, meinte er ungerührt. »Und ich musste wirklich nicht nachhelfen, um dich abzulenken. Deine Gedanken kreisen andauernd um diesen Yngvar.«

Dana hatte ganz sicher keine Lust, mit dem Jungen über Yngvar zu sprechen. Sie redete ohnehin ungern über dieses Thema. Daher stellte sie also eine Gegenfrage. »Ist das eigentlich eine Naturbegabung von dir?«

»Du meinst das, was man als Telepathie und Fern-Suggestion bezeichnet? Man kann es durch Medikamente verstärken. Aber die bekomme ich hier nicht.«

»Na gut«, sagte sie schließlich und ging wieder zu dem Tisch zurück. »Lass uns noch eine Partie spielen. Wie wär's, wenn du mal versuchst, zu gewinnen, ohne mich zu manipulieren?«

Daniel grinste. »Vielleicht sollte ich dir beim Gewinnen helfen, damit du nicht gleich wieder die Lust verlierst.«



Die Tage vergingen.

Dana hatte das Gefühl, dass ihre Zeit zwischen den Finger verrann. Da wäre sie doch besser auf Sirius III geblieben. Dann hätte sie sich wenigstens nicht auch noch mit der Erkenntnis abfinden müssen, dass man sie genetisch manipuliert hatte.

Konnte sie das jemals ihren Eltern verzeihen? Sie hatten gar nicht erst abgewartet, zu welchem Menschen sie sich entwickelte. Nein, schon vorher wurde ihr biologischer Bauplan umgeschrieben. Verbessert. Mit dem Rotstift bearbeitet. Optimiert.

Andererseits: Die Grenze zwischen medizinisch notwendigen Änderungen – wie Erbinformationen über Krankheiten oder körperlichen Abnormitäten – und Änderungen, die die eigenen, angeborenen Fähigkeiten und das Aussehen betrafen, waren bestenfalls dünn, wenn nicht gar sowieso fließend.

Ich selbst habe mit genetisch veränderten Menschen immer wieder zu tun gehabt und auch jahrelang mit ihnen gearbeitet. Da waren Simon E. Jefferson oder Rags Telford.

Dana dachte an den Spruch: »Was ich als Kind bin, entscheiden die Gene meiner Eltern. Was ich als Erwachsener bin, entscheide ich selbst.« Ein Mensch war nicht nur das Produkt seiner Gene, egal, ob sie künstlich verändert waren oder nicht.

Warum mochten viele Menschen keine Genetics? Warum lebten genetisch beeinflusste Menschen meist unerkannt in den Solaren Welten? Vielleicht, weil man ihnen den genetischen Vorsprung missgönnte? Wie einem Lotteriegewinner, der nicht durch Zufall gewann, sondern weil ihm die richtigen Zahlen vorab mitgeteilt wurden? War es das?

Musste der genetische Bauplan dem Zufall entspringen, um *fair* zu sein?

Die Debatte um genetische Veränderungen war alt. Jahrhunderte alt. Schon immer hatte es Leute gegeben, die es verurteilten, der Natur oder »Gott« ins Handwerk zu pfuschen. Doch was war falsch daran? War es besser, die Zähne eines Kindes mit einer Zahnspange zu richten, als sie von vorneherein genetisch zu optimieren?

Im Grunde waren es doch erst Jurij Diaz und die PFS-Affäre, die aus der Tatsache, ein »Genetic« zu sein, ein nachhaltiges Stigma gemacht haben.

Die PFS-Affäre. Ihre jetzige Situation hatte durchaus Parallelen zu diesen Tagen. *Damals war ich mit einer albernen kleinen Fliegerin in einem Zimmer eingesperrt. Jetzt ist dieses alberne Ding die beste Fluglehrerin, die das Star Corps je hatte. Doch seinerzeit ist sie mir unglaublich auf die Nerven gegangen. Ähnlich wie Daniel. Vielleicht hat es ja doch einen Sinn, dass wir aufeinandergetroffen sind. Wenn nicht für mich, dann vielleicht für ihn.*

Dana ließ für einen Moment den Blick über den See schweifen. Wieder einmal war sie gerade erst von einem ihrer langen Spaziergänge über das Gelände des Sanatoriums zurückgekehrt. Auch wenn sie bei Weitem nicht so lange laufen konnte, wie sie das gewohnt war – *was würde ich geben, noch einmal den St.-Garran-Pfad entlang zu wandern!* –, aber immerhin hatte sie so die Gelegenheit, in der Natur und nicht in einem engen Zimmer frische Luft zu schnappen.

Sie hatte bisher nur wenige andere Patienten getroffen, obwohl sie

schon fast zwei Wochen hier war. Das lag wahrscheinlich daran, dass man jeden einzelnen Patienten so abgeschottet wie möglich hielt.

Ob die alle die gleiche Krankheit haben wie ich? Glioblastome oder andere maligne Zellen? Ein Tumor, der nur Genetics ab einer bestimmten Entwicklungsstufe erwischte.

»Im Auge des Universums wäre Heilung möglich.«

Die Entität!

Dana fuhr herum. Das Wesen saß auf dem Bett und sah sie unverwandt und doch irgendwie abwesend an. *Das liegt an diesen seltsamen schwarzen Augäpfeln,* dachte Dana unwillkürlich. »Du schon wieder! Du solltest eine Glocke um den Hals tragen.«

»Eine Glocke?«, fragte die Entität verwirrt.

»Vergiss es.«

»Die Signatur des Yngvar MacShane war sich sicher, dass die Signatur Dana Frost jetzt seine Gegenwart wünscht.«

Dana sah in das unbewegte, schöne Gesicht, das wie immer völlig ausdruckslos zu sein schien. *Ist es eigentlich jung oder alt? Auch das lässt sich nicht sagen.* Zum ersten Mal spürte Dana den Wunsch in sich, mehr über die Entität zu wissen. *Ich habe dieses Wesen immer gehasst, weil es mir Yngvar weggenommen hat. Ich habe nie akzeptiert, dass er das freiwillig wollte und wenn, dann habe ich nur daran denken können, wie verletzt ich war, weil er dieses Leben dem mit mir vorgezogen hat.*

Oder tue ich ihm Unrecht? Wusste er nicht, worauf er sich einließ, als er in der Entität aufging? Ich werde es wohl nie erfahren.

Dana grübelte. *Das Auge des Universums.* Was das wohl für ein Ort war? Die Entität hatte davon gesprochen, als sei es eine Art Jungbrunnen, eine Art Garten Eden.

»Erzähl mir vom Auge des Universums«, forderte sie die Entität unvermittelt auf.

»Es ist der Ursprung allen Seins.«

»Der Ursprung des Seins?«

Die Entität schien nachzudenken. »Es ist ein Ort, an dem alles möglich ist. An dem Frieden ist.«

Dana starrte das Wesen an. »Und mehr weißt du nicht? Wie kann das sein?«

Die Wesenheit schien diese Frage zu erwägen. »In den Äonen des Schlafs, bevor die Signaturen Yngvar MacShanes und Ildiko Pangatas aufgenommen wurden, wurde vieles vergessen. Der Ursprung, das Wissen. Das Wissen war umfassend. Das ist es nicht mehr. Durch die Aufnahme der Signaturen Yngvar MacShane und Ildiko Pangata wurde deutlich, dass viele wichtige Dinge in diesen Äonen des Schlafs vergessen wurden. Was in der Zeit seither gelernt wurde, birgt Hinweise darauf, dass vieles vielleicht auch nicht gelernt werden kann. Dennoch bleibt der Wunsch bestehen, es zu lernen. Die Signatur Yngvar MacShane ist der Ansicht, dass Dana Frost der Schlüssel zu diesem verlorenen Wissen ist.«

Dana runzelte die Stirn. Auf eine gewisse schräge Weise machte das

sogar Sinn. »Aber wäre es dann nicht das Einfachste, mich dorthin zu transportieren? Zum Auge des Universums?«

»Die physischen Bedingungen der Signatur Dana Frost sind nicht so gestaltet, dass dies möglich ist. Möglich wäre das wahrscheinlich nur, wenn man diese physischen Komponenten entsprechend anpassen würde. Doch die Signatur behauptet entgegen der Logik, dass bei der entsprechenden Umgestaltung ein signifikanter Teil ihrer selbst verloren ginge.«

Dana nickte langsam. »Es bleibt also nur eins«, sagte sie schließlich. Es war eine verrückte Idee, auf die sie da gekommen war, aber vielleicht war sie umsetzbar. Und sie half nicht nur sich selbst damit, sondern auch den infizierten Genetics. »Ich muss für ein Schiff sorgen, das mich zum Auge des Universums bringt, damit ich dort geheilt werden und ein neuer, anderer Weg gefunden werden kann, wie du deine Wissenslücke mit meiner Hilfe schließen kannst.«

Wieder legte die Wesenheit den Kopf schief. *Ich möchte wissen, wo es sich diese Angewohnheit abgeguckt hat. Das kenne ich weder von Yngvar noch seinerzeit von Ildiko, auch wenn ich sie nicht gut gekannt habe. Aber vielleicht entwickelt man automatisch Ticks, sobald man einen Körper hat?* Sie musste unwillkürlich lächeln.

»Der vorgeschlagene Kompromiss ist annehmbar«, sagte es schließlich. »Er führt zur Heilung von Dana Frost und entspricht daher auch den Wünschen der Signatur Yngvar MacShane.«

»Und nicht nur zu meiner«, murmelte Dana. »Wenn das alles klappt, dann könnten wir auch die Seuche hier eindämmen. Jetzt müssen nur noch die Genetics mitmachen.«

»Dies wird akzeptiert. Die Signatur Yngvar MacShane hatte immer volles Vertrauen in Dana Frosts Umsicht.«

»Du solltest gehen«, sagte Dana. »Komm wieder, wenn ich so weit bin, diesen Ort verlassen zu können. Du musst mir sagen, wonach wir suchen müssen. Aber jetzt muss ich hier erst einmal heraus.«

Die Entität verzog keine Miene. »Es besteht ein gewisses … Einverständnis mit Dana Frost. Zu ihr kann Kontakt aufgenommen werden.«

Dana lächelte. »Ich bin sicher, du wirst mich nicht aus den Augen lassen.«

Die Entität sah Dana schweigend an. »Die Signatur Yngvar MacShanes ist der Ansicht, dass sie nur vollständig sein kann, wenn ihr das Leben Dana Frosts bekannt ist«, sagte sie schließlich. »Der Kontakt wird also nie abbrechen.«

Damit verblasste die Gestalt wieder und zurück blieb nur ein winziges Häufchen Staub auf dem Boden vor dem Bett.

Sieh einer an, dachte Dana versonnen. *Sieht ganz so aus, als hätte ich einen Schutzengel, der mich nie allein lässt.*

*

Daniel besuchte Dana zur gewohnten Zeit in ihrem Zimmer. Der Junge schien so gleichgültig wie immer zu sein, war aber doch irgendwie nicht ganz bei der Sache, als Dana das Spielfeld für ihre übliche Partie Go aktivierte. Immer wieder fuhr er sich durch die zerzausten Haare, rieb sich die Hände und stand schließlich vom Tisch auf und setzte sich im Schneidersitz auf Danas Bett.

Sie betrachtete Daniel. Er war so jung. Er sollte voller Tatendrang sein, seine Umwelt zu erforschen, sich daran stören, an diese Einrichtung gefesselt zu sein und keinen Kontakt zu irgendjemandem in seinem Alter zu haben. Oder überhaupt zu jemandem, abgesehen von ihr, seiner Therapeutin und den behandelnden Ärzten.

»Hast du nie das Bedürfnis, von hier wegzugehen?«, fragte sie. »Ist das für dich alles so in Ordnung, was hier mit uns geschieht?«

»Wie meinst du das? Man versucht nur, uns zu helfen.« Daniel schlug die Augen nieder und seufzte. »Auch wenn viele der Ärzte und Pfleger meinen, es sei hoffnungslos.« Er machte eine Pause und sah aus dem Fenster. Dana folgte seinem Blick, aber dort draußen gab es nichts Besonderes zu sehen.

»Sie haben Angst, weißt du?«, fuhr der Junge fort. »Angst, es könnte auch sie erwischen. Angst davor, dass es niemals ein Heilmittel geben wird. Manche sind auch froh. Ihre ständige Furcht, morgen schon von einem besseren Genetic mit noch besseren Fähigkeiten überholt zu werden, ist einer Schadenfreude gewichen.«

»Dann weißt du, dass die Krankheit nur bei bestimmten Genetics auftritt?«

»Geheimnisse sind selten vor mir sicher«, meinte er lächelnd und tippte sich an die Schläfe. »Ich weiß, dass die Krankheit nur bei besonders weit modifizierten Individuen auftritt. Bei Leuten wie *mir*.« Da lag viel zu viel Bitterkeit in dem Wort »mir«.

Aber es ist nicht nur das. Es ist nicht nur deine Fähigkeit, die dich so hat werden lassen, ging es Dana durch den Kopf. *Wir alle müssen uns mit unseren Dämonen herumschlagen. Was, Daniel, sind deine?*

»Wie sah eigentlich dein Leben aus, bevor du … krank wurdest?«, fragte Dana vorsichtig. »Wo hast du gelebt? Was hast du gemacht? Was ist mit deinen Eltern?«

Daniel schien die Position des Schneidersitzes auf Danas Bett zu unbequem zu werden. Er rutsche nervös von der Matratze, stand einen Moment – unschlüssig auf den ehemaligen Captain der STERNENFAUST blickend – neben dem Nachttisch und setzte sich dann doch wieder. Seine Beine baumelten kraftlos an der Seite des Bettes herunter.

»Eltern.« Er atmete tief ein und verschränkte die gehobenen Hände auf dem Hinterkopf. »So etwas können auch nur ›Natürliche‹ wie du fragen. Weißt du, wie hoch der Prozentsatz meines Jahrgangs ist, der noch leibliche Eltern hat? Oder auch nur *einen* Elternteil?«

Dana schüttelte den Kopf. Das wusste sie in der Tat nicht.

»Acht«, gab Daniel selbst die Antwort. »Acht Prozent. Ich bin einer dieser acht Prozent. Ich habe also eine natürliche Mutter. Was die Väter angeht, so habe ich wahrscheinlich unzählige. Oder gar keinen. Einen natürlichen Vater, den hatte ich jedenfalls nie.« Er machte eine kurze Pause, als ihm er etwas zynisch hinzufügte: »Eine Mutter reicht mir auch völlig. Eltern werden bei euch Natürlichen überschätzt.«

»Du hast wohl vergessen, dass ich keine Natürliche mehr bin!«

Daniel zuckte mit den Schultern. »Meist sind Eltern nur ein Hindernis. Sie wollen nicht das Beste für den Nachwuchs, sondern das Beste für sich. Sie verhindern die freie Entfaltung.«

»War das bei dir so?«

»Jahrelang, eigentlich soweit ich zurückdenken kann, hat mir meine Mutter gesagt, ich sei etwas Besonderes. Ich würde es einmal besser haben als all die anderen, die nach ein paar Jahren durch ein besseres Genetic-Modell ersetzt werden. Die dann von den Almosen derjenigen leben müssen, die frisch und unverbraucht sind. Aber ich, ich sei das Beste vom Besten!« Er hob mahnend den Zeigefinger der rechten Hand. »Ich bin die Elite! In jeder Hinsicht perfekt. Das Klügste, das die Genetics je vollbracht, haben! Die neuste Generation, bis zu einem Level optimiert, das man so schnell nicht mehr steigern kann! Glaubte sie! Leute wie mich, so meinte sie, würden immer gebraucht. Ich müsste mir nie Sorgen um meine Zukunft machen!«

Dana war überrascht von dem Maß an Bitterkeit und Wut, die sich in dem Jungen aufgestaut hatten. Noch mehr überraschte sie aber der trockene, fast emotionslose Tonfall.

Mal ist er das kleine Kind, und mal wirkt er erwachsener, als ich mich je gefühlt habe. Dana kam ein Gedanke, woran das liegen konnte.

»Wie alt bist du, Daniel?«

»Fast fünf Erdenjahre!«, antwortete er. Danas zweifelnder Blick ließ ihn nur den Kopf schütteln. »Du ahnst doch längst den Grund! – Wachstumsbeschleuniger!«

Richtig getippt!

Daniel war im Körper eines Teenagers gefangen. Seine Sozialisation und seine Fähigkeiten, Situationen richtig einzuschätzen, sich zu benehmen oder zu beherrschen – in all dem fehlte ihm noch die nötige Lebenserfahrung. All das, was einen Menschen formt, der Kontakt zu Gleichaltrigen, Geschwistern, älteren, jüngeren … All die Geschichten, die man täglich erlebt oder erzählt bekommt und die unsere Lebenserfahrung formen, die konnte man nicht durch eine Wachstumsbeschleunigung und auch nicht durch noch so viel Intelligenz ersetzen.

»Du kannst dir die Enttäuschung meiner Mutter vorstellen, als die Diagnose kam.«

»Das war sicher ein Schock für sie!«, versuchte Dana Verständnis zu zeigen.

»Und was für einer«, erwiderte Daniel. »Ihr vollkommener Sohn war defekt. Als sie hier in den *›Quellen der Genesung‹* mit dem Doktor

sprach, hat sie nur eines gedacht: Ich muss es erneut versuchen. Für sie war ich eine Fehlinvestition. Sie überlegte, ob sie das viele Geld, das sie für meine genetische Aufrüstung gezahlt hatte, zurückverlangen konnte. Sie überlegte sogar, einen Schadensersatz für die verlorenen Aufwände zu fordern.«

Daniel lächelte. »Kann man verstehen, nicht wahr? Ich wäre auch sauer, wenn ich so viel Geld zum Fenster rausgeworfen hätte.«

Dana nickte betrübt. »Vielleicht wird es eines Tages sogar möglich sein, Leute mit unserer Krankheit zu heilen. Aber eines, das hat bis jetzt noch keiner geschafft. Und das ist, die Gefühle aus dem menschlichen Genom herauszulöschen.«

»Bei meiner Mutter scheint es ganz gut geklappt zu haben«, erwiderte Daniel schlagartig. Dann grinste er. »Du hast Mitleid mit mir. Das brauchst du nicht. Eine Mutter ist bei den Genetics nicht mehr als eine genetische Vorlage. Und wie du weißt, habe ich viele davon.«

Dana schauderte, so herzlos klang es. Dann erinnerte sie sich an ihren Spitznamen: Eisbiest. Und niemand in diesem Universum ahnte, wie falsch dieser Spitzname war. Manchmal konnte man nur dann stark bleiben, wenn man für andere eine Fassade errichtete.

»Wir beide sind Kämpfer«, meinte sie schließlich. »Und ich habe nicht vor, aufzugeben.«

»Ich weiß!«, erwiderte Daniel, und Dana ging ein *natürlich weißt du es* durch den Kopf.

»Wenn ich eine Möglichkeit wüsste«, begann sie schließlich, »wie nicht nur uns, sondern allen Genetics mit diesen rätselhaften Tumoren geholfen werden kann … Würdest du mir dann dabei helfen?«

»Natürlich.« Daniel überlegte einen Moment. »Geht es um diese Sache mit dem Auge des Universums?«

Dana schüttelte den Kopf. »Du kleiner Spion!«

»Nun, mehr als diesen Fetzen habe ich nicht aufschnappen können.«

»Dann hör gut zu. Meinetwegen schau auch in meinen Kopf, wenn es dir beim Verstehen hilft.« *Als ob er dafür deine Erlaubnis brauchte*, dachte Dana.

*

»Und? Was kannst du spüren?«

Seitdem Daniel und Dana ihre Flucht beschlossen hatten – und zwar gemeinsam, nur so würde es funktionieren, das hatte der Junge klargestellt – warteten sie auf eine günstige Gelegenheit.

Daniels Talent, andere Leute durch seine mentale Gabe, wenn auch nur geringfügig, beeinflussen zu können, war nahezu prädestiniert dafür, ihnen den Weg aus dieser Einrichtung zu bahnen.

Der junge Telepath hatte die Augen geschlossen und den Mund

konzentriert zusammengekniffen. Er saß auf dem Boden von Danas Zimmer und lehnte mit dem Rücken an der Wand. »Kurz vor Wachwechsel«, murmelte er. »Das ist gut. Die beiden Männer am Ende des Ganges sind müde und unkonzentriert. Es wird anstrengend, aber ich könnte es schaffen, sie beide auf diese Distanz abzulenken.«

»Gut!« Dana musste dem Jungen vertrauen. Er war ihre einzige Chance, hier überhaupt herauszukommen. Um ihr und Daniel das Leben zu retten. Um vielleicht Tausenden von Genetics eine Heilung zu verschaffen. »Dann lass es uns versuchen!«

»Wir müssen schnell sein«, erwiderte Daniel.

»Wo sind die nächsten Wachen?«, wollte Dana wissen.

»Erst im übernächsten Gang. Auf diese Distanz komme ich nicht an sie heran, aber wenn wir uns in ihre Richtung bewegen, sollte ich auch mit denen fertig werden«, meinte Daniel. Seine Stirn glitzerte, kleine Schweißperlen hatten sich dort gebildet. Der Junge öffnete die Augen und richtete sich auf. Er tat einen tiefen Atemzug und nickte Dana zu.

»Los geht's!«

Dana öffnete die Tür, langsam und vorsichtig, um ja keinen Laut zu verursachen. Ein schneller Blick auf den Gang zeigte ihr: freie Bahn nach rechts, tiefer in das Gebäude hinein. Links, Richtung des Ausgangs, den sie bei ihrer ersten Flucht hatte benutzen wollen, standen die beiden Wachen und unterhielten sich angeregt.

»Und du bist sicher, dass sie uns nicht bemerken werden?« Zweifelnd wandte sie sich zu dem jungen Telepathen um, der eine ungeduldige Handbewegung machte.

»Ja doch! Die haben auf meine Eingebung hin gerade ein Thema gefunden, bei dem sie sich die Köpfe heiß reden können, und sind nur auf ihren jeweiligen Gesprächspartner fixiert. Schnell jetzt!«

Sie schlüpften aus dem Raum. Dana verschloss die Tür wieder leise und schlich auf Zehenspitzen hinter Daniel her, der schon zur nächsten Gangkreuzung gelaufen war und sich in den Schatten einer Fensternische drückte. Sie hockte sich hin und linste um die Ecke. »Alles frei!«, meldete sie, und weiter ging es.

Immer an der Wand entlang tastend, hintereinander her, den Gang hinunter. Ab und zu sah Dana sich um, ob der Junge auch mit ihrem Tempo mithalten konnte. Es zehrte an seinen Kräften, zugleich diese Konzentration aufrecht zu erhalten und sich körperlich zu betätigen.

Doch Daniel gab sich zäh. »Dort hinten gibt es einen Wartungsraum für die Sicherheitsanlagen. Da befinden sich die Steuerungsanlagen für die Kraftfelder vor den Fenstern und so weiter. Sie arbeiten vollautomatisch, dort ist also niemand. Es liegt auf halber Strecke zum nächsten Sicherheitsposten.«

»Dann ruhst du dich dort einen Moment aus und konzentrierst dich auf die neuen Leute«, schlug Dana vor. »Vielleicht können wir da ja auch die Kraftfelder deaktivieren!«

Hinter ihr schnaufte der Junge. *Ist wohl die Anstrengung. Keine*

Ahnung, wie sehr so eine mentale Kontrolle einen schlauchen kann. »Bist du sicher, dass du durchhältst?«, fragte sie besorgt.

»Es …«, sie hörte Daniel schlucken, sah ihn an und blickte in fiebrig glänzende Augen, »es wird schon gehen!«

»Übernimm dich nicht!«, keuchte der ehemalige Captain der STERNENFAUST. »Wer weiß, wie viele Posten wir noch passieren müssen, um an ein entsperrtes Terminal zu kommen …«

Sie hasteten weiter, erreichten die Tür zum Wartungsraum und fanden diesen unverschlossen vor. Im matten Licht der Kontrollleuchten an den Wandpanels kauerten sie sich auf den Boden.

Daniel entspannte sich ein wenig, als er die Konzentration von den beiden Wachen im ersten Gang lösen konnte. Er atmete auf. »Du musst dir das in etwa so vorstellen, als würdest du an einem Seil ziehen«, erklärte er Dana. »Solange du ziehst, ist die Aufmerksamkeit des Empfängers auf das beschränkt, was ich ihm eingebe. Solange er nicht ahnt, dass er beeinflusst wird, ist das Halten des Seils nicht schwer, wird aber auf die Dauer anstrengend. Dasselbe gilt dafür, mehrere Personen einzeln oder koordiniert abzulenken. Sobald ich dieses gedachte Seil loslasse, ist wieder alles beim Alten. Ein mentales Tauziehen …«

Dana hatte unterdessen die in die Wand eingelassenen Steuerungspanels unter die Lupe genommen. Die Touchscreeneingaben waren mit Passwörtern gesichert. So konnten sie hier also nichts erreichen. »Weißt du zufällig die Kombinationen für dieses Ding hier?«, fragte sie Daniel. Es wäre ja möglich, dass er sie irgendwie aufgeschnappt hatte.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, tut mir leid. Von den Paramedics kennt sich keiner mit diesen Kontrollen aus.«

»Dann müssen wir weiter«, murmelte Dana. »Kannst du von hier aus auf die beiden nächsten Wächter Einfluss nehmen?«

Der junge Genetic straffte sich und schloss konzentriert die Augen. Nach einer Weile sagte er: »Es klappt. Aber bei den beiden ist es schwieriger, denn die sind gerade erst frisch auf ihrem Posten und noch sehr aufmerksam. Ich weiß nicht, wie lange ich dieses Mal durchhalte …« Die Schweißtropfen auf Daniels Stirn perlten immer dichter, unter seinen Armen hatten sich dunkle Flecke gebildet.

»Wo ist das Terminal, von dem du gesprochen hast? Das sich in dem Aufenthaltsraum für die Pfleger befindet?«

Dana hatte nicht geplant, so ohne Weiteres mit Daniel aus dem Gebäude zu verschwinden. Eine Flucht ohne jedwede Perspektive kam nicht infrage, denn es musste ihnen jemand zu Hilfe kommen, wenn sie dauerhaft aus den Händen der Genetics entkommen wollten. Aus diesem Grund mussten sie jemanden informieren, dem sie vertrauen konnten, und der alles Nötige in die Wege leiten konnte, sie hier rauszubringen. Dana wusste, wen sie dafür erreichen musste: den Einzigen, der ansatzweise wusste, wo sie sich aufhielt.

»Der Raum befindet sich zwanzig Meter hinter den nächsten Posten,

die zweite Tür auf der linken Seite. Das Zimmer ist derzeit nicht besetzt, alle Pfleger sind im Einsatz oder zum Wachdienst eingeteilt. Nichtsdestotrotz müssen wir erst an den beiden Sicherheitsmännern vorbei.«

Dana stöhnte auf. *Na toll! Und wie soll das gehen? Ich glaube kaum, dass deine Fähigkeiten so weit reichen, dass wir direkt vor den beiden herumspazieren können, ohne dass sie uns wahrnehmen!*

Daniel zischte unwillig. »Krieg dich wieder ein! Mir fällt schon was ein.« Offenbar führte seine gesteigerte Aufmerksamkeit dazu, dass er auch Danas Gedanken auffing. Er ballte die Hände zu Fäusten und kniff die Augen zusammen. Seine nassen Haare klebten inzwischen strähnig an seiner Stirn, wahre Sturzbäche aus Schweiß flossen ihm über das Gesicht.

»So, das sollte reichen. Die beiden haben plötzlich irrsinnige Lust auf etwas Süßes bekommen und brechen gerade zur Kantine auf. Dass sie eigentlich auf ihrem Posten bleiben müssen – und das auch wissen – erhöht den Zug an ihrem mentalen ›Seil-Ende‹, also sollten wir uns nicht mehr allzu viel Zeit lassen, in den Raum mit der Konsole zu gelangen!«

Dana verstand. Jetzt mussten sie sich wirklich beeilen. Daniels Zustand verschlechterte sich jetzt sekündlich, die Anstrengung drängte ihn langsam aber sicher an den Rand der totalen Erschöpfung. Sie fasste den jungen Telepathen beim Arm und schob ihn aus dem Wartungsraum.

»Rechts! Weiter!«, keuchte Daniel.

Sie hasteten um die Ecke und sahen gerade noch, wie die beiden Wachmänner am Ende des Ganges in einen Seitenkorridor verschwanden.

Die zweite Tür links, wiederholte Dana in Gedanken. Sie sah den Zugang zu dem entsprechenden Zimmer, rannte darauf zu, Daniel weiterhin am Arm gefasst im Schlepptau.

Der Aufenthaltsraum der Paramedics stellte sich als gemütliche kleine Kammer mit Wohnzimmeratmosphäre heraus. Dana wäre fast über das Sofa gestolpert, das aufgrund der beengten Verhältnisse direkt in den Laufweg ragte. Durch ein schmales Fenster fiel helles Licht in den Raum. Neben einem riesigen Wandscreen, auf dem ein Newskanal ohne Ton lief, gab es noch einen Getränkespender und das, wonach sie auf der Suche gewesen waren: ein Arbeitsterminal. Daniel hatte bei seinen mentalen Kontakten zu seinen Pflegern davon erfahren, dass es – im Gegensatz zu den Konsolen in einigen Krankenzimmern – für Funkkontakte zu anderen Welten freigeschaltet war.

Daniel betätigte das Touchscreenfeld, um die Tür zu schließen. Dann gab er ein Passwort in den Türöffnungscode ein. Zwar konnte man diesen Zugang mit einem administrativen Passwort überschreiben, dennoch würden sie vorerst eine Weile ungestört sein.

Dann ließ sich Daniel auf das Sofa fallen und presste sich die

Handballen auf die Schläfen. Sein vor Anstrengung gerötetes Gesicht wurde kreidebleich, er würgte trocken.

Besorgt warf Dana einen Blick über die Schulter. Sie hatte sich einen Stuhl herangezogen und eine Bergstrom-Funk-Passage etabliert. Nun musste ihr Ruf nur noch angenommen werden.

»Wie sieht es aus?«, fragte sie, obwohl sie es ziemlich offensichtlich sehen konnte, dass der Junge am Ende seiner Kräfte war.

»Kopfschmerzen!«, meinte Daniel, während er sich aufrecht hinsetzte. »Die beiden Männer sind jetzt bald außerhalb meiner Reichweite. Ich weiß nicht, was passiert, wenn der Kontakt abbricht. Vielleicht machen sie einfach so weiter, wie ich es ihnen eingegeben habe.«

Die Konsole gab einen piependen Laut von sich. Die Verbindung wurde hergestellt. Auf dem Bildschirm erschien das freundlich dreinblickende Gesicht von Meister William.

»Dana, Sie sind es!«, plapperte er erfreut drauflos. Im Hintergrund sah man das runde Fenster seines Büros im Kloster auf Sirius III. »Ich hatte nicht erwartet, so bald von Ihnen zu hören. Wenn ich die Kennung Ihres Senders richtig interpretiere, sind Sie tatsächlich …«

»Entschuldigen Sie, William, aber dafür ist jetzt keine Zeit!«, unterbrach der ehemalige Captain der STERNENFAUST den Christophorer barsch. In knappen Worten schilderte sie William die Ereignisse der letzten Tage. Als sie geendet hatte, schwieg der Mönch betroffen. Dana sah es hinter seiner Stirn arbeiten, vor allem, als er erfuhr, dass Dana genetisch verändert war.

Dass sie es schon immer war. Doch dann erkannte sie auch das typische Mitgefühl und Verständnis, das sich in dem milden Lächeln ausdrückte.

»Was ich im Moment von Ihnen möchte, ist Folgendes«, fuhr Dana ohne Unterbrechung fort. »Informieren Sie, wen Sie wollen, um mich hier rauszuholen. Mit den sensiblen Informationen, die Dr. Bardzo mir mitgeteilt hat, werden sie mich nie freiwillig von hier weglassen. Selbst dann nicht, wenn ich ihnen verspreche, ein Heilmittel für alle kranken Genetics zu suchen.«

William nickte. »Das stimmt vermutlich.« Er runzelte die Stirn und tippte außerhalb des sichtbaren Bildausschnitts auf etwas herum. Dann lag sein Blick wieder auf Dana. »Und ich habe eine Idee, was wir da unternehmen können.«

»Nur lassen Sie bitte die STERNENFAUST aus dem Spiel!«, bat Dana inständig. »Ich möchte nicht, dass …«

»Ich weiß«, winkte der Christophorer-Mönch ab. »Ich fürchte, das Star Corps hat inzwischen auch andere Probleme. Wahrscheinlich hat man sie noch nicht darüber informiert. Die Kridan haben offiziell den Krieg erklärt.«

Dana glaubte, sich verhört zu haben. »Das kann nur ein Missverständnis sein.«

»Ich fürchte nicht«, erwiderte Meister William. »Sie haben Lor Els

Auge angegriffen. Sie wollten es in die Luft jagen und die Passage zum Wurmloch vernichten.«

Dana stützte ihren Kopf auf eine Hand und fuhr sich mit der anderen durch das Haar. Sie war erschöpft von der ganzen Aufregung und der Flucht. Und jetzt auch noch das.

»Ich hätte es Ihnen nicht sagen sollen«, meinte Meister William. »Sie haben im Moment ganz andere Sorgen.«

Sie nickte wortlos. »Ich werde versuchen, aus diesem Resort zu fliehen und unterzutauchen. Ich weiß, Sie werden das Richtige tun. Das wusste ich immer.«

William lachte leise. »Das sagt Abt Daniel auch immer wieder. Nur ich scheine daran öfter mal zu zweifeln.«

Der ehemalige Captain der STERNENFAUST lächelte mild. Sie sah zum Sofa. Daniel hatte sich hingelegt und die Beine angewinkelt. Seine Brust hob und senkte sich langsam. Offenbar war er eingeschlafen.

Heiß durchzuckte Dana die Erkenntnis! *Wenn Daniel schläft, kann er keine Menschen kontrollieren! Und er kann mich nicht warnen, wenn jemand in der Nähe ist! Wie lange schläft er wohl schon? Das habe ich überhaupt nicht mitbekommen.*

Entsetzt schaute sie auf den Bildschirm. Meister William bemerkte ihre Beunruhigung und fragte: »Dana, was ist los?«

Im selben Moment öffnete sich die Tür des Aufenthaltsraums.

*

Der Paramedic, der im Begriff gewesen war, einzutreten, prallte zurück, als wäre er gegen eine Wand gelaufen. Seine Augen zuckten hin und her und versuchten wohl die vorgefundene Situation einzuordnen. In Sekundenbruchteilen verstand er, und seine Augen weiteten sich überrascht. »Was zum Teufel …?«, stieß er aus.

Weiter kam er nicht.

Dana hatte reflexartig die Verbindung mit Meister William unterbrochen und stürmte mit gesenktem Kopf auf den Pfleger zu, der gerade durch die Tür gekommen war. Mit voller Wucht erwischte sie den Paramedic in der Leibesmitte.

Der Pfleger gab ein erstauntes Keuchen von sich und klappte zusammen wie ein Taschenmesser. Der Schwung des Aufpralls trieb ihn zurück in den Korridor, wo er zu Boden ging und nach Luft japste.

Dana verlor keine Zeit. »Daniel!«, schrie sie, während sie selbst versuchte, das Gleichgewicht zu halten. Der junge Telepath fuhr ruckartig aus dem Schlaf hoch, die Augen weit aufgerissen, den Mund zu einem Schrei geöffnet. »Was …?«

Mit einem Satz sprang er auf, torkelte benommen zwei Schritte auf Dana zu und hielt sich an ihr fest, um nicht umzufallen. »Schwindelig

…«, hauchte er, doch da hatte Dana ihn schon an der Hüfte gepackt und aus dem Zimmer geschoben.

Der Pfleger, den Dana niedergestreckt hatte, war bereits wieder so weit zu sich gekommen, dass er hustend und auf allen Vieren auf die Korridorwand zukriechen konnte, um sich an ihr hochzuziehen.

»Wo lang?« Dana brüllte Daniel ins Ohr. Jetzt war es sowieso egal, ob sie jemand hörte. Der Ausbruch war bemerkt worden. Jetzt konnten sie nur noch rennen, was das Zeug hielt. »Wo geht's raus, Daniel?«

»Da«, keuchte Daniel und hob die rechte Hand.

Beide spurteten los und hasteten so schnell sie konnten über den Gang, bogen einmal ab, und in etwa fünfzig Metern Entfernung sah Dana schließlich einen Notausgang, der aus dem Gebäude führte.

Endlich: die Rettung!

»Stehen bleiben!«, schrie jemand hinter ihnen.

Das klang nah. Zu nah. Es war die Stimme des Paramedic.

Verdammt. Diese Genetics erholen sich wirklich schnell! Nur: Ich bin auch einer!

»Hättest du wohl gerne!«, knurrte der ehemalige Captain der STERNENFAUST und beschleunigte die Schritte noch einmal.

Das charakteristische Sirren eines Nadlers erklang hinter ihr. Daniel ging brüllend in die Knie.

Dana drehte sich um und sah, wie er mit dem Gesicht auf den transparenten Boden aufprallte. Fluoreszierende kleine Fische spritzen zur Seite weg, erschrocken von dem Lärm, der über ihnen entstanden war. Dana sah, wie sich einige rote Punkte in das Blau des Wassers sprenkelten, sich aber nicht mit ihm mischten: Es waren Blutstropfen, die ihm aus dem Gesicht liefen und sich wie Tau auf dem durchsichtigen Boden sammelten.

Dana warf einen Blick an sich herab. Sie war unverletzt. Dann musterte sie erneut Daniel. Sein Atem ging fliegend, und er hatte die Augen vor Schmerz zusammengekniffen. Dann sah sie es.

Auf seinem Rücken war der Stoff zerfetzt. Lauter kleine Risse, doch darunter schien sich eine einzige, großflächige Wunde zu bilden, aus der pulsierend das Blut schoss. Sein Rücken war von Nadlerpartikeln zerfetzt worden. Wenn die Geschosse tief genug vorgedrungen waren, hatten sie vielleicht seine Wirbelsäule, innere Organe und am Ende sogar seinen Herzmuskel getroffen.

»Die haben scharf geschossen!«, entfuhr es ihr entgeistert. »Daniel! Ich kann's nicht glauben. Die haben ihre Waffen auf Töten gestellt!« Der Wachmann, der geschossen hatte, blieb auf Distanz, die Waffe im Anschlag. »Keine Bewegung!«, brüllte er. Dann winkte er in den Gang hinein, aus dem sie gekommen waren. Offenbar gab er der dort bereitstehenden Verstärkung zu verstehen, nachzurücken.

»Dana …«

»Ganz ruhig, Daniel«, flüsterte sie und kauerte sich vor ihn auf den Boden. »Sie haben uns.« Sie lachte leise. »Wieder mal.«

»Dana, hör mir zu … Ich weiß etwas über eine Frau namens Nickie Berger.«

Dana durchfuhr es heiß und kalt. Er musste den Namen in ihren Gedanken aufgeschnappt haben. Es war ihr egal. »Ganz ruhig. Ich weiß, das ist eine Person, an die ich nie wieder denken wollte. Offenbar erfolglos.«

Im Hintergrund sah sie, wie sich jetzt insgesamt drei Wachmänner langsam auf sie zu bewegten. Offenbar dachte man, von ihnen gehe keine größere Gefahr mehr aus, denn sonst hätte man sie wohl noch zusätzlich mit ein paar Nadlerschüssen betäubt.

Daniel schüttelte schwach den Kopf. »Nein. Ich habe sie kennengelernt. Das ist noch gar nicht so lange her. Nicht hier. Auf der Erde.«

Dana konnte nicht glauben, was sie da hörte. Was sollte dieser Junge mit der schlimmsten Verräterin der Solaren Welten zu schaffen haben. Mit dieser Frau, die über so mächtige mentale Kräfte verfügte, dass sie damit … Dana dachte den Gedanken nicht zu Ende. *Nickie Berger ist wie Daniel*, ging es ihr durch den Kopf.

»Nickie Berger weiß, wer hinter der Seuche steckt«, hauchte Daniel. »Hast du verstanden, Dana? Sie weiß, woher sie stammt! Unsere Krankheit, für die es kein Heilmittel gibt.«

Dana wusste nicht, was sie sagen sollte. Was hatte das alles zu bedeuten?

»Warum erzählst du mir das gerade jetzt?« Der ehemalige Captain der STEENENFAUST wollte sich gerade wieder aufrichten.

»Liegen blieben!«, schrie einer der Wachmänner. »Auf den Boden! Zurück, sofort!« Die drei Sicherheitsleute waren inzwischen auf wenige Meter herangekommen.

Daniels Augenlider begannen zu flattern. »Vielleicht sehen wir uns nicht wieder …« Dann verlor er das Bewusstsein.

»Wir ergeben uns!«, rief Dana den Bewachern zu. »Daniel ist verletzt. Er braucht sofort medizinische Hilfe!«

»Was?«, rief einer von denen. »Hast du etwa scharf geschossen?«

»Bardzo hat gesagt: Unter allen Umständen verhindern, dass sie abhauen!«

»Du kannst doch nicht mit einem auf Töten gestellten Nadler durch die Gegend ballern!«, brüllte der erste Mann. »Hast du eine Ahnung, was die Mutter mit uns anstellt, wenn der Junge stirbt? Die verklagt uns auf ein paar Milliarden Credits!«

»Aber … ich …!«, sagte der Zweite, »Die waren fast draußen!«

»Ich will den Streit der Herrschaften ja nicht unterbrechen«, rief Dana wütend. »Aber hier gibt es einen *Verletzten*!« Dann fügte sie hinzu: »Denken Sie an die Mutter des Jungen und an ihr Heer von genetisch optimierten Anwälten!«

*

Der Weltraum über dem Planeten schien still und leer. Doch bei genauerer Betrachtung wimmelte es über der Nachtseite von Einstein von winzigen silbernen Punkten und Lichtern – den Orbitalheimen und Raumyachten der Reichen der *Drei Systeme*.

So, dann wollen wir doch einmal sehen, ob wir es nicht mit Wynton R. Canetti aufnehmen können, dachte Wanda Ndogo und wandte sich vom Fenster der Raumyacht und damit vom Blick des Planeten unter ihr ab. Sie ging hinüber zum Arbeitsplatz, der normalerweise einem anderen vorbehalten war, und machte es sich im Sessel vor dem 3-D-Monitor bequem.

Sie atmete noch einmal durch und rückte sich den Ausschnitt ihres in allen möglichen Grüntönen gemusterten Saris zurecht. Nur keine Fehler jetzt. Sie hatte Meister William und dem Ratsvorsitzenden versprochen, Dana Frosts Freilassung mit diplomatischen Mitteln und ohne öffentliches Aufsehen zu erreichen. Und Wanda war entschlossen, keinen Kratzer auf der Oberfläche ihres guten Rufs als versierte Diplomatin zuzulassen.

Sie drückte den Knopf auf der in die Sessellehne eingelassenen Fernbedienung, der eine Verbindung mit Jasper Mitchells Assistenten herstellte. Der Ratsvorsitzende wusste, dass die Genetics sich selbst für unabhängig hielten, und hatte Wanda daher die SOLAR I zur Verfügung gestellt. Das sollte dem Ersuchen Wandas noch etwas mehr Gewicht verleihen. Immerhin war kaum zu erwarten, dass die Regierung der *Drei Systeme* Dana Frost einfach so freiließ. Nicht nach allem, was Meister William erzählt hatte.

»Ja, Botschafterin?«

»Josh, bitte stellen Sie mich zu Lordmanager Canetti durch. Bitte versehen Sie die Nachricht mit der höchsten Prioritätsstufe.«

»Natürlich, Ma'am.«

Bereits nach einer Sekunde entstand, von unsichtbaren Projektoren in Ecke und Boden des Raums gesteuert, erst das Regierungswappen der Genetics im freien Raum. Es wurde beinahe sofort von einem Gesicht ersetzt, das Wanda unbekannt war. *Aber es ist nicht sonderlich sympathisch, auch wenn es eines der schönsten und ebenmäßigsten Gesichter ist, die ich je gesehen habe. Warum die alle gleich aussehen?*, dachte Wanda spöttisch, während sie gleichzeitig lächelte, so freundlich und natürlich sie konnte. *Das kommt davon, wenn jeder genoptimiert ist. Dann ist irgendwann jeder gleich schlau und gleich schön.*

»Botschafterin Wanda Ndogo vom Independent Diplomatic Corps der Solaren Welten? Ich begrüße Sie im Orbit um Einstein! Ich bin Sienna R. Madison, die Stabschefin von Lordmanager Canetti. Leider darf er im Moment nicht gestört werden, er befindet sich in einer wichtigen Besprechung. Aber sicher kann ich Ihnen ebenfalls weiterhelfen.«

Wandas Lächeln wurde unwillkürlich noch ein wenig breiter. »Ich bin in einer äußerst wichtigen Angelegenheit gekommen, Mrs.

Madison und kann die Brisanz der Sache gar nicht genug betonen.«

Sienna Madison hob die Augenbrauen. »Ich besitze das volle Vertrauen des Lordmanagers und verfüge über weitreichende Kompetenzen, Mrs. Ndogo. Sollte es sich um eine offizielle Mission handeln, dann hätten Sie Ihre Anfrage doch sicher über den Hohen Rat oder das Amt des Ratsvorsitzenden eingereicht. Ich bin sicher, dass wir Ihrem Anliegen auf dem kleinen Dienstweg entsprechen können.«

Wandas Lächeln wurde noch strahlender. »Hervorragend! Der Ratsvorsitzende hat mir die SOLAR I auch nur zur Verfügung gestellt, weil es das schnellste Schiff im Regierungsviertel war, als ich aufbrechen musste. Wie ich bereits sagte, schien uns die Angelegenheit äußerst dringlich. Sollten wir das alles wirklich so klein halten können, wäre das wunderbar und sicher in aller Interesse, Mrs. Madison.«

»Darf ich nun fragen, was Sie hierher geführt hat, Mrs. Ndogo? Ich hätte vermutet, seit dem Konflikt mit den Kridan hätten Sie andere Probleme.«

Wanda überging die Spitze und setzte eine etwas geschäftsmäßigere Miene auf. »Uns ist bekannt, dass sich Dana Frost in einem Ihrer regierungseigenen, nun, sagen wir, Sanatorien behandeln lässt. Sie hat den Wunsch geäußert, die Behandlung abzubrechen, und da sie eine freie Bürgerin der Solaren Welten ist und der Regierung der Solaren Welten nahe steht, haben wir beschlossen, sie schnellstmöglich abzuholen. Wie Sie sagen, keine große Sache.«

Zufrieden sah Wanda Ndogo, dass Sienna Madisons Wangen sich leicht röteten. Doch sie hatte sich gut im Griff. *Manchmal frage ich mich, wieso sich die Genetics für so intelligent halten. Da kann man mal sehen, dass ein IQ allein auch nichts wert ist.*

»Mrs. Ndogo, das ist etwas, das zu entscheiden ich leider nicht befugt bin«, meinte Sienna Madison jetztaalglatt. »Ich muss diese Bitte leider ablehnen.«

»Wie schade, das ändert natürlich unser beider Ziel, diese Angelegenheit auf dem kleinen Dienstweg zu erledigen«, meinte Wanda und spielte Bestürzung und Enttäuschung. »Aber Sie verraten mir sicher gern den Grund für Ihre Entscheidung? Ich kann mir nur vorstellen, dass das vielleicht mit der Krankheit zu tun hat, wegen der Mrs. Frost offiziell auch in den Solaren Welten von mehreren Instituten behandelt wurde. Leider vergeblich.

Was könnte den Lordmanager denn nur glauben lassen, dies sei ein Grund, Mrs. Frost gegen ihren erklärten Willen festzuhalten? Denn anderes kann man ja Ihrer Aussage nicht entnehmen.«

Sienna Madison verzog keine Miene. »Es betrifft innere Angelegenheiten der *Drei Systeme*, in die Dana Frost verwickelt ist. Dass dies durchaus wahrscheinlich ist, dürfte gerade Ihnen, Mrs. Ndogo, sicher einleuchten.«

Mist, der Punkt geht an dich. Da ist etwas dran, dachte Wanda. *Gerade*

die STERNENFAUST II hat den Genetics mehr als einmal ins Handwerk gepfuscht. Scheint, als müsste ich doch das größere Kaliber auffahren.

»Mrs. Madison, ich kann mir nicht vorstellen, dass Lordmanager Canetti derart nachtragend ist, Dana Frost wegen Jahrzehnte alter Vorkommnisse festzuhalten«, sagte Wanda und setzte eine würdevolle Miene auf. »Ich denke, es gibt einen ganz anderen Grund, Mrs. Frost festzuhalten.«

»Das glaube ich kaum«, meinte die Stabschefin Canettis kühl.

Wanda ging nicht auf ihren Einwand ein. »Oh, ich kann mir hervorragend vorstellen, dass Sie nicht wollen, dass dieser Grund bekannt wird, weder in den Solaren Welten noch in den *Drei Systemen*. Wohin das führen kann, mussten wir bereits in den Fünfziger Jahren erleben, Sie erinnern sich sicher daran – Stichwort *PFS*. Es ist nie wünschenswert, dass die Gefahr einer Pandemie in einer breiten Bevölkerungsschicht bekannt wird. Dafür haben der Ratsvorsitzende und ich vollstes Verständnis. Seien Sie sicher, es wissen derzeit in den Solaren Welten nur vier Personen davon: Dana Frost, Meister William von den Christophorern auf Sirius III, Jasper Mitchell und ich. Glauben Sie mir – und ich spreche da auch für den Ratsvorsitzenden –, wir haben *grundsätzlich* kein Interesse daran, diesen Zustand zu ändern.«

Wanda machte eine Pause und beobachtete Sienna Madison. Sie war sicher, dass die andere Frau die Betonung des Wörtchens ›grundsätzlich‹ mitbekommen hatte. Die Stabschefin erwiderte den Blick der Botschafterin wenige Sekunden. Was sie dachte, war nicht zu sehen. »Ich werde den Lordmanager über den Sachverhalt informieren, Mrs. Ndogo. Wir setzen uns in Kürze wieder mit Ihnen in Verbindung«, sagte sie dann. Sie stand auf und verließ den Bildausschnitt, auf dem sofort wieder das Siegel der Genetiker-Welten erschien.

Wanda nickte und lehnte sich zufrieden zurück. Sie trennte die Verbindung nicht, denn wenn sich Canetti innerhalb der nächsten Minuten nicht meldete, dann würde sie es tun. Aber sie stand auf und ging hinüber zum Fenster, das einen wunderbaren Blick auf den Planeten Einstein zuließ. Gerade ging die Einstein-Sonne auf und brachte die Fenster dazu, sich langsam zu polarisieren. Nur eine blau-braunweiß-marmorierte Sichel war zu sehen, hinter der jetzt ein Lichtpunkt immer heller und strahlender wurde, bis die Sonne sich von dem schmalen, gebogenen Planetenhorizont löste.

Ein gutes Zeichen, dass ich gerade jetzt einen Sonnenaufgang erlebe, dachte Wanda zufrieden. Da ertönte auch schon das Signal, dass ein Wiederaufbau der Verbindung mit Canettis Büro gewünscht war. Wanda eilte wieder zu ihrem Sessel. Das ging ja schneller, als sie gedacht hatte. Ein gutes Zeichen.

»Ja bitte?«

Das Wappen der *Drei Systeme* verschwand und machte dem glatten und braun gebrannten Gesicht Wynton R. Canettis Platz. Hinter ihm

stand seine Stabschefin und hatte eine hoheitsvolle Miene aufgesetzt. Der Lordmanager lächelte freundlich. »Botschafterin Ndogo. Wie immer ist es ein großes Vergnügen, Sie zu sehen. Sienna hat mir berichtet, dass Sie Dana Frost aus den *›Quellen der Genesung‹* mitnehmen möchten.«

Wanda neigte höflich, aber unverschämt knapp den Kopf. »Das ist richtig, Lordmanager. Ich hatte an sich gehofft, dass wir diese Angelegenheit unbürokratisch erledigen können, aber es scheint, als sei es doch etwas komplizierter.«

»Die Sachlage ist in der Tat nicht so einfach, wie man vielleicht zuerst glauben könnte. Sie bestehen also darauf, Mrs. Frost aus ihrer … Behandlung herauszureißen und mitzunehmen? Wie ich höre, raten ihr die Ärzte dringend davon ab.«

Canettis Blick war gleichbleibend freundlich, und Wanda seufzte leise, genau richtig, sodass er es hören musste, aber gleichzeitig auch ignorieren konnte. Dann fuhr die Botschafterin fort. »Lordmanager, wie ich bereits Mrs. Madison sagte, Dana Frost wünscht, die Behandlung abzubrechen. Eine Behandlung, die – wie Sie sehr wohl wissen – gar nicht existent ist. Sie können diese aggressive Form von Krebs in den *Drei Systemen* nicht heilen, genau so wenig wie wir. Jasper Mitchell bat mich übrigens, Ihnen sein Mitgefühl und vollstes Verständnis über die Lage Ihrer Regierung auszudrücken und Sie jeder Hilfe zu versichern, die zu geben er in der Lage ist.«

»Oh, ich danke Mitchell für sein Angebot, auch wenn ich sicher bin, dass er im Moment andere Dinge um die Ohren hat. Und Sie verstehen sicher auch, dass wir das Risiko, das wir mit einer Entlassung von Dana Frost eingehen würden, unter Anbetracht der Umstände kaum riskieren können.«

»Sie können sich auf unser Wort verlassen, Lordmanager. Ich bin befugt, Ihnen zu sagen, dass der Ratsvorsitzende Jasper Mitchell und ich garantieren, dass außer den vier Personen, die Bürger der Solaren Welten sind und von dieser ansteckenden Krebsart wissen, niemand etwas davon erfahren wird.«

Canetti lachte leise. »Bitte verzeihen Sie mir folgende Bemerkung, aber wir gehen dieses Risiko derzeit nicht einmal bei unseren eigenen Bürgern ein.«

Jetzt hab ich ihn, dachte Wanda zufrieden. »Umso schlimmer wäre es doch sicher, wenn Sie unbestätigte Mutmaßungen morgen in den Regenbogenmedien wiederfänden, nicht wahr, Lordmanager? Wo doch diese besonders aggressive und unheilbare Krebsform jeden genetisch aufgewerteten Menschen eines bestimmten Status befallen kann und der Infektionsweg immer noch unbekannt ist. Ich wage mir gar nicht vorzustellen, wie die Öffentlichkeit in den *Drei Systemen* reagieren würde!«

Zum ersten Mal gefror Canettis Gesichtsausdruck. Sienna Madison verlagerte beinahe unsichtbar ihr Gewicht auf die andere Körperseite.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass Ratsvorsitzender Mitchell das

riskiert. Es leben genügend genetisch manipulierte Menschen auch in den Solaren Welten.«

»Dank Ihrer Isolationsmaßnahmen ist das Infektionsrisiko in den Solaren Welten bisher verschwindend gering. Die Zahl der gemeldeten Fälle impliziert in keiner Weise eine Gefahr für die allgemeine Bevölkerung. Der Schaden für die *Drei Systeme* dagegen wäre verheerend.«

»Ich glaube, ich muss Ihnen Ihre Lage in Erinnerung rufen, Botschafterin«, meinte Canetti jetzt schärfer als notwendig. »Sie befinden sich im Krieg mit den Kridan. Sie können sich ganz sicher nicht einen weiteren Feind erlauben!«

Das war eine offene Drohung. Wanda reagierte mit eiskalter Stimme: »Angesichts der Seuche in den *Drei Systemen* sind Sie im Moment für die Solaren Welten keine Bedrohung. Und was die Kridan angeht: Denen ist nichts so verhasst wie Lebewesen, die in den großen Plan Gottes eingreifen. Wollen Sie sich als geschwächte Zielscheibe präsentieren? Sie gehören nicht zu den Solaren Welten. Aber Sie sind noch immer Menschen. Es könnte doch sein, dass es den Kridan völlig egal ist, ob Ihr System nun autark ist oder nicht.«

»Wollen Sie mir jetzt mit den Kridan drohen?«

Wanda machte mit der Hand eine großzügige Geste. Jetzt klang sie viel versöhnlicher. »Es sind Fakten, nichts weiter. Die Bedrohung durch die Kridan ist durchaus akut. Doch, ob nun drei oder vier Personen innerhalb der Solaren Welten von Ihrem Problem wissen, das macht doch nun wirklich keinen Unterschied, oder?«

Die Sekunden dehnten sich, und Wanda musste sich zwingen, nicht unruhig auf ihrem Sessel hin- und herzurutschen und nicht zu blinzeln, während sie Canetti nicht aus den Augen ließ.

Endlich ergriff Canetti wieder das Wort. »Bedenkt man, dass es sich ja eigentlich wirklich um eine Todkranke handelt, die sicher ihre letzten Lebenstage in vertrauter Umgebung verbringen will, sehe ich wirklich keinen Grund, die Entlassung von Mrs. Frost zu verweigern und dadurch die guten Beziehungen zu den Solaren Welten zu gefährden. Ich bin sicher, dass sie die ihr verbliebene Zeit nur im engsten Familien- und Freundeskreis zubringen will.«

Das heißt wohl übersetzt: Sorgt dafür, dass Dana die Klappe hält, sonst kriegen die Solaren Welten ein massives Problem!, dachte Wanda und antwortete prompt. »Ich bin Ihnen dankbar, dass wir das Problem so unbürokratisch lösen konnten. Ich wünschte wirklich, alle meine Verhandlungen würden so angenehm verlaufen.«

Canettis Mundwinkel zuckten. »Ich werde Mrs. Frost umgehend zu Ihnen bringen lassen. Sicher ist es auch in Ihrem Sinne, wenn nicht mehr Leute als notwendig etwas von Ihrer Anwesenheit und der der SOLAR I erfahren?«

Wanda nickte gnädig. »Richtig.«

»Es war mir wie immer ein Vergnügen, Botschafterin.«

Canettis Bild verschwand, bevor Wanda noch etwas sagen konnte.



»Herrgott, was dauert denn da so lange? Die Meldung, dass das Shuttle mit Dana gestartet ist, müsste schon längst auf dem Tisch liegen!«

»Botschafterin, es ist gerade mal eine Stunde her, dass Sie mit Lordmanager Canetti gesprochen haben«, meinte Josh Ziegler besänftigend.

»Na und?«, herrschte Wanda Ndogo ihn mit einer ungehaltenen Geste ihrer Hand an, die das dekorativ nach vorn hängende Ende ihres Saris zum Schwingen brachte. Prompt verhedderte sich ihre Hand in dem feinen Stoff. Ungeduldig zerrte Wanda, bis das Kleidungsstück wieder richtig saß. »Erzählen Sie mir jetzt, dass ein Gespräch mit der Leitung dieses Instituts – wie hieß das noch mal? *›Quelle der Genesung‹*? Geht's vielleicht noch schwülstiger? – dass ein solches Gespräch mehr als ein paar Minuten braucht? Und ich versichere Ihnen, dass Dana schneller beim Shuttle ist, das sie herbringen soll, als Sie bis drei zählen können.«

Josh Ziegler räusperte sich. »Gestatten Sie doch Lordmanager Canetti ein wenig Zeit, seiner Wut angemessen Ausdruck zu verleihen, bevor er etwas in die Wege leitet.«

Wanda warf dem schmunzelnden jungen Mann einen bösen Blick zu, sagte aber nichts. Stattdessen wanderte sie weiter im Raum hin und her, bis die Kommunikationskonsole neben Josh Ziegler auf einmal leise piepte.

Im nächsten Moment erschien das Gesicht des Captains der SOLAR I auf Joshs Schreibtisch. »Sir, unsere Sensoren melden den Start eines Raumgleiters für vier Personen von den Koordinaten, die uns von Lordmanager Canettis Büro durchgegeben wurden. Er wird uns in 11,7 Minuten erreichen und bittet um Andockerlaubnis.«

Wanda konnte ihre Erleichterung nicht verbergen.

»Danke, Captain«, meinte Josh Ziegler. »Andockerlaubnis erteilt. Empfangen Sie die Besucher bitte mit allen militärischen Ehren und bringen Sie sie sofort ins Arbeitszimmer auf Deck 4.«

»Verstanden, Sir.«

»Gott sei Dank!«, entfuhr es Wanda. »Josh, ich bin unten am Andockschott.«

Noch bevor Ziegler sie aufhalten konnte, war sie auch schon aus dem Raum gestürmt.



Als sich das Schott öffnete, erschrak Wanda. Ihre ehemalige Vorgesetzte hatte sich verändert – sie schien schmaler und irgendwie weniger … substanziell zu sein. *Ja, das ist der beste Vergleich, der mir*

einfällt. Dana Frost scheint weniger körperlich zu sein. Ich kann nur hoffen, dass das ausschließlich etwas hier mit ihrer Gefangenschaft zu tun hat, denn Meister William hatte mir nichts davon erzählt.

Doch sie wäre nicht Wanda Ndogo gewesen, wenn man ihr die Sorge um Dana Frost angesehen hätte. Sie begrüßte den ehemaligen Captain der STERNENFAUST so herzlich, wie sie für ihre ehemalige Vorgesetzte empfand. Dann führte sie Dana ins Arbeitszimmer, um sich alles erzählen zu lassen.

Doch als Wanda den Befehl zum Abflug geben wollte, wurde sie von Dana unterbrochen. »Botschafterin, bitte geben Sie noch nicht den Befehl zum Aufbruch. Ich wollte mit Ihnen noch etwas besprechen. Ich brauche noch einmal Ihre Hilfe, denn ich habe Lordmanager Ganetti noch einen Vorschlag zu machen. Und der soll auch nicht zum Schaden der Solaren Welten sein.«

Wanda stutzte. »Einen Vorschlag? Dana, bei allem Respekt, es war schwierig genug, den Lordmanager davon zu überzeugen, Sie freizulassen. Und jetzt soll er Ihnen noch einen Gefallen tun?«

»Es geht dabei um eine mögliche Heilung dieser aggressiven Krebsform«, sagte Dana nach einem kurzen Luftholen. Wanda gewann den Eindruck, als glaube Dana selbst nicht so richtig daran.

»Na gut«, sagte Wanda nach ein paar Sekunden. »Eine Heilung für diese Krebsart. Wie?«

»Wanda, ich glaube, Sie kennen die Berichte über die Begegnungen von Menschen mit den sogenannten Entitäten?«

Die Botschafterin setzte sich und nickte langsam. »Eine Spezies, über die man so gut wie nichts weiß. Die Christophorer haben, soweit ich weiß, die genauesten Aufzeichnungen, aber auch die sind bestenfalls vage.«

»Sie kennen sicher auch meinen Bericht über den Verlust von … von Yngvar MacShane und Ildiko Pangata vor 16 Jahren?«

Wanda spürte, wie sich Danas Blick fest auf sie heftete. Sie fühlte, dass die ältere Frau ihre Reaktion genau beobachtete und beurteilte. »Ja, natürlich kenne ich Ihren Bericht darüber. Er wurde beinahe vollständig den Logbüchern der SONNENWIND hinzugefügt.«

»Ich bin dieser Entität in den letzten Wochen öfter begegnet. Es scheint … es scheint, als habe sich das Bewusstsein Yngvars in ihr hartnäckiger und vollständiger erhalten, als ich seinerzeit vermutet habe.«

Wanda spürte ihre Augen groß werden. »Inwiefern?«

Dana holte wieder Luft und stand auf, um mit hinter den Rücken gelegten Händen ein paar Schritte auf und ab zu gehen. »Ich bin dieser Wesenheit auf Sirius III und hier auf Einstein zweimal begegnet. Und jedes Mal wies sie mich darauf hin, dass es für den Teil Yngvars, den sie aufgenommen hatte, enorm wichtig sei, mein Leben zu erhalten. Sie wies auf einen Ort hin, den sie das ›Auge des Universums‹ nannte und darauf, dass dort ihrer Ansicht nach die Möglichkeit einer Heilung bestünde.«

Wanda blinzelte. »Und das glauben Sie wirklich?«, sagte sie schließlich.

Dana zuckte hilflos mit den Schultern. »Ich weiß es nicht«, meinte sie schließlich. »In einer Minute glaube ich, dass es wie völliger Quatsch klingt. Dann wieder denke ich mir, dass dieses Wesen ausschließlich aus einer Quantensignatur besteht. Es kennt weder Gefühle noch eine Seele, nur die reine, kalte Logik. Warum also sollte es lügen? Warum mir etwas vormachen? Wozu? Es wusste keine weiteren Einzelheiten und so verrückt das klingt: Ich glaube ihm. Ich glaube ihm auch, dass es konkrete Hinweise auf so etwas wie dieses ›Auge des Universums‹ geben muss und dass die Entität wirklich davon überzeugt ist, dort etwas vorzufinden, das die Heilung aller möglichen Gebrechen ermöglicht.«

»Vielleicht eine Bibliothek, eine Datensammlung, so etwas in der Art?«, fragte Wanda.

»Vielleicht«, erwiderte Dana ein wenig ratlos. »Es könnte alles Mögliche sein. Ich wäre bereit, dorthin zu gehen. Doch das Star Corps will ich nicht fragen. Wie ich hörte, ist erneut der Krieg mit den Kridan ausgebrochen. Ich weiß nicht, wie schlimm es ist …«

»Es ist schlimm«, erwiderte Wanda finster.

»Das dachte ich mir. Ich will dem Star Corps nicht mit einer Quest kommen, die sich als reiner Humbug erweisen könnte. Aber wenn mir die Regierung der Genetics dabei hilft, wäre es etwas anderes. Ich wäre im Gegenzug für die Bereitstellung eines kleinen Überlichtschiffes bereit, meine Erkenntnisse vollständig mit ihnen zu teilen.«

Wanda dachte nach. »Vielleicht funktioniert es.« Sie sah versonnen aus dem Fenster. »Geben Sie mir drei Stunden Zeit.« Jetzt kam Bewegung in ihre Gestalt. Sie sprang auf und ging mit raschen Schritten zu ihrem Datenterminal hinüber.

»Es wird mir eine Freude sein, mich noch einmal mit Canetti auseinandersetzen zu dürfen«, meinte sie trocken und seufzte.

*

Einige Tage später

Dana Frost tigerte aufgeregt in dem kleinen Besprechungszimmer einer der Löschstationen im Raumhafen von Einstein-City umher. Die letzten Tage waren wie im Fluge vergangen, denn die Vorbereitungen für die Mission »Auge des Universums« waren auf Hochtouren angelaufen.

Nachdem Wanda Ndogo erneut mit Lordmanager Canetti gesprochen hatte und dabei einiges an Überzeugungsarbeit hatte leisten müssen, bis dieser sich auch nur dazu herabließ, eine Möglichkeit einer Rettung durch irgendein seltsames Wesen, das nur

aus Quantenzuständen bestand, in Betracht zu ziehen, war alles sehr schnell gegangen.

Die Genetics stellten Dana ein Schiff zur Verfügung, mit dem sie die Expedition in den unbekannten Raumsektor wagen durfte. Canetti hatte angekündigt, nicht geizig zu sein und ihr einen Raumer der neuesten Generation versprochen.

Was immer das heißen mag, dachte Dana, die das neue Schiff, auf dem sie Captain werden sollte, noch nicht in Augenschein genommen hatte.

Damit wollte sie ohnehin noch warten, bis die letzten Mitglieder ihrer Crew hier eintrafen. Es war eine ganz besondere Crew, denn Dana hatte darauf bestanden, sie selbst auswählen zu dürfen. Es war *ihre* Mission, denn es war der Entität daran gelegen, dass *sie* überlebte. Mit ihr stand oder fiel die Aktion, und allen war bewusst, dass ohne Dana diese unkonventionelle Option auf Aussicht eines Heilmittels nicht bestehen würde. Nur die Entität wusste, wo sich das »Auge des Universums« befand, und die Entität sprach nur mit Dana.

Nachdem sie Meister William die Neuigkeiten erzählt hatte, wunderte es sie nicht, als er sie nur eine Stunde später erneut sprechen wollte.

»Das ›Auge des Universums‹ ist von derart wissenschaftlicher, wenn nicht gar von religiöser Bedeutung, dass der Orden es begrüßen würde, wenn ich mit auf diese Reise ginge«, betonte er. Aber Dana wusste es besser: William persönlich hatte der Forscherehrgeiz gepackt, und sie freute sich außerordentlich, dass ihr alter Freund diesen Weg, der gut ihr letztes Abenteuer werden konnte, mit ihr begehen wollte.

Ein weiterer Wegbegleiter, ebenfalls ein bekanntes Gesicht aus alte Tagen, wurde Ragnarök S. Telford. »Rags« war als Space Marine auf der STERNENFAUST II stationiert gewesen. Der genetisch aufgewertete Colonel hatte vor einigen Jahren seine langjährige Freundin Jenny Black Fox geheiratet, die als Chefingenieurin auf der STERNENFAUST III Dienst tat, und war derzeit im Trainings- und Ausbildungslager der Space Marines auf dem Merkur stationiert. Ihm traute Dana zu, als Militärischer Berater, Waffenoffizier – und nicht zuletzt als Genetic – ein wertvolles Mitglied ihrer Mannschaft zu werden. Gerade weil er ein Genetic war, würde er von dem Rest der Crew, alles Marines und Wissenschaftler von Darelis II, leichter akzeptiert werden.

*

Dana wurde aus den Gedanken gerissen, als sich das Schott öffnete. Da standen sie alle, aufgestellt wie auf einem Familienfoto: Hinten der hünenhafte Telford, daneben Meister William, und auch Lordmanager Canetti war persönlich erschienen, um dem Start der Mission beizuwohnen. Und dann war da noch …

»Daniel!«, rief Dana erfreut, als sie sah, wen die drei Männer da mitbrachten.

Der Junge sah aus wie neu, nichts wies auf irgendwelche Verletzungen hin.

»Lass mich raten«, meinte Dana. »Genetisch aufgemotzte Selbstheilungskräfte!«

»Bingo«, erwiderte Daniel. »Ich konnte dich doch nicht fliegen lassen, ohne mich von dir zu verabschieden.«

Dana legte dem Jungen die Hand auf die Schulter und meinte. »Ohne dich wäre ich jetzt nicht hier.«

Daniel winkte ab. »Ohne dich haben viele in den *Drei Systemen* kaum eine Hoffnung.« Dann zeigte er auf Rags und Canetti. »Die beiden müssen natürlich keine Angst haben, dass ihnen etwas passiert. Sie sind noch unter der Toleranzschwelle für eine Ansteckung.« Dann rief er dem Lordmanager zu: »War sicher eine schwere Entscheidung für dich, Canetti. Eine Zeit lang gefiel dir doch die Vorstellung, dass dir so bald kein überlegener Genetic gefährlich werden kann.«

»Was für eine dreiste Unterstellung«, rief Canetti. Sein Gesicht lief rot an. »Das ist ja wohl das unverschämteste Kind, das mir je untergekommen ist.«

Dana grinste. »So sieht sie aus, eure Elite!«

»Freut mich, Sie wiederzusehen, *Captain*!«, meinte Telford. Dana hatte bemerkt, wie er den Rang betonte. Ja, sie würde wieder Captain sein. Wieder auf einem eigenen Schiff, und doch unter ganz anderen Umständen, als sie es je für möglich gehalten hätte. Sie wandte sich wieder an Daniel.

»Das heißt dann wohl ›Auf Wiedersehen‹, was?«

Der Junge rollte mit den Augen und drückte in einer verlegenen Geste die Zunge gegen die Innenseite seiner Unterlippe. »Weißt du … nicht unbedingt.«

Dana stutze. »Wie meinst du das?«

»Ich hatte mir überlegt, nun, vielleicht könnte ich ja mitkommen. Dr. Bardzo kann eh nichts für mich tun, und der Lordmanager hat sicher nichts dagegen.«

Er warf ihm einen Blick zu und meinte: »Wir wissen doch alle, dass Sie für jeden Genetic nur das Beste wollen.« Sofort verschwand die rote Farbe aus dem Gesicht von Canetti. Er atmete ruhiger, offenbar vollkommen versöhnt.

Dana schüttelte grinsend den Kopf. Daniels Fähigkeit, die Emotionen anderer zu beeinflussen, war beängstigend, aber auch faszinierend. Er konnte sich als enorm nützlich erweisen.

»Versuchen wir es«, sagte sie ohne Umschweife. Dann hielt sie einen Moment inne. War das ihre freie Entscheidung? Hatte der Junge sie manipuliert? Sie war dabei, einen Teenager mit an Bord zu nehmen. Was hieß da Teenager? Einen Fünfjährigen im Körper eines Teenagers! Sie musste verrückt sein.

Sie warf einen skeptischen Blick auf Daniel.

Das ist entweder die dümmste oder die klügste Entscheidung deines Lebens. Und dann dachte sie: *Es passt voll und ganz zu dieser verrückten Mission.*

»Dann ist ja alles klar«, sagte Wynton R. Canetti, und der Lordmanager bat sie mit einer einladenden Geste, ihm zu folgen.

Danas Anspannung stieg, als sie gemeinsam zum Schott des wabenförmigen Innenhofs der Löschstation gingen. Gleich würde sie ihr neues Schiff zum ersten Mal sehen. Man hatte ihr noch nicht einmal irgendwelche taktischen Pläne oder Bilder gezeigt.

»Das ist es!«, rief Canetti und öffnete das Schott. Gleißendes Licht blendete die Crew. Die Außenhülle des Raumers glitzerte in der von oben einfallenden Morgensonne von Darelis II. Dana sah sich zuerst die sie umgebenden Menschen an, bevor sie selbst einen Blick riskierte. Meister William stand der Mund offen. Daniel kniff die Augen zusammen und warf seine Stirn in Falten. Rags Telford stieß einen anerkennenden Pfiff aus. »Mann, was ist denn das für ein verrücktes Ding?«, war anscheinend alles, was er bei dem Anblick sagen konnte.

»Rot hätte mir besser gefallen«, meinte Daniel. »Aber weiß geht auch in Ordnung.«

Dana Frost atmete tief durch. Das war es. Ihr neues Schiff. Das Abenteuer konnte beginnen.

ENDE

Planet Player

oder: Die Rettung des Meister William

Leserstory
von Hagen Bonn

Es sind genau 50. Fünf Reihen, immer zehn Kuttenträger Schulter an Schulter nebeneinander. Alle gleich. Sogar die Schatten der Männer liegen wie Soldaten ausgerichtet brav beieinander auf dem Boden. Ich kann diese Reihen noch hundert Mal abgehen und in diese Gesichter schauen. Es bleibt dabei: Es ist nur ein Gesicht. 50mal das gleiche Gesicht! Die gleichen sanften Augen unter der nachdenklichen Stirn. Nicht eine Wimper unterscheidet sie, kein Faltenwurf des dunklen Stoffs, selbst der sanfte Bartschatten am Kinn … Vor mir steht Meister William. Und er steht 50mal vor mir!

*

Die Höhle war in ein seltsames Violett getaucht. Ruppige Felsvorsprünge beherrschten die Sicht, und man konnte die hintere Wand des Höhlengebildes nicht ausmachen. Tropfsteinzylinder hingen träge von der Decke und erweckten zusammen mit dem diffusen Licht den Schein einer vergessenen und verwunschenen Welt. Die Höhlendecke selbst konnte man nur als grauschwarze Masse undeutlich erkennen, und auch nur dann, wenn man den Kopf weit zurück in den Nacken legte. Es war angenehm warm hier, vielleicht sogar etwas schwül. Captain Frost vermeinte sogar, herbstliche Kräuter oder so etwas wie Heu riechen zu können, und dann war da noch etwas anderes in der Luft … etwas Widersinniges, etwas, was nicht sein konnte. Es war absurd! Kaum hatte sie den Gedanken gefasst, war sie sich nicht mehr so sicher wie eben und sog noch einmal prüfend das würzige Aroma ein. Bevor sie aber weiter ihrer Geruchsanalyse nachhing, disziplinierte sie sich, straffte ihre Schultern und atmete hörbar aus. Immerhin stand eine halbe Hundertschaft Meister Williams vor ihr, und nur einer konnte der richtige sein. Nur wer von ihnen war der richtige? Könnte er nicht wenigstens mit einem Auge zwinkern?

Ein rhythmisches Klopfen ertönte unter ihr, und es war eine Mischung aus Nervosität und Ratlosigkeit, mit der sie registrierte, dass es ihre eigene rechte Fußspitze war, die sich selbstständig gemacht hatte und unruhig auf den ebenen Höhlenboden tippte. Jetzt bemerkte sie auch wieder, wie sich etwas Fremdes in ihr breitmachte, aus ihrer Brust aufstieg, langsam durch den Hals wanderte und

schließlich mit einem eigentümlichen Prickeln in ihren Kopf vordrang und dort Ausschau hielt. Fast gleichzeitig vernahm sie die Stimme in ihrem Kopf: »Nun, weißt du es schon? Wer ist der Meister William, den du gekommen bist, zu retten?«

Captain Frost stöhnte unwillig und stemmte die Hände in die Hüften. Sie hatte keine Lust mehr auf dieses Spiel. Sie war seit mehr als zwei Stunden hier und noch keinen Schritt weiter: »Es gefiele mir besser, du verließest meinen Körper und wir redeten von Angesicht zu Angesicht miteinander! Außerdem vermute ich, du weißt die Antwort auf deine Frage schon längst. Du bist in mir und ich werde das Gefühl nicht los, dass du dich bestens auskennst und meine Ratlosigkeit mit Genugtuung wahrgenommen hast. Oder irre ich mich da?«

Dann war Stille. Sie hing wie ein monströses Gewicht unsichtbar vor Dana Frosts Augen. Diese Stille schien mit der Feuchtigkeit von der Höhlendecke zu tropfen, was aber nicht hieß, dass sie an Intensität abnahm. Eher das Gegenteil war der Fall. Dazu kam dieses diffuse violette Licht, das mehr und mehr wie eine Bedrohung aussah. Und nicht zu vergessen: die stummen Männer in den Kutten. In Reih und Glied vor ihr aufgestellt, wie übergroße Figuren eines bizarren Brettspiels. Natürlich! Ein Spiel. Dieses Wesen wollte mit ihr spielen. Was sonst? Dann sah sie den Nebel zwischen den Füßen der Männer und war sich doch nicht mehr so sicher.



Hingen die Stalaktiten von oben aus dem Felsgewölbe herab, taten es ihnen die Stalagmiten entgegengesetzt. Sie wuchsen Schicht um Schicht nach oben. Trafen beide Gebilde aufeinander, bildeten sie eine Sintersäule. Über die Jahrtausende hinweg konnte so ein unendliches Labyrinth entstehen. Captain Frost hatte das Gefühl, genau in einem solchen Labyrinth zu stehen. Sie wusste nicht weiter. Meister William war entführt. Es drohte ihm Tod und Vererben, wenn … ja, wenn sie es nicht schaffte, den richtigen Meister William aus dieser Kapuzenarmee herauszufinden. Ein unsichtbarer Ring erfasste sie um die Brust und übte einen unangenehmen Druck aus. Diesmal war nicht das unbekannte Wesen der Verursacher. Der Verursacher war sie selbst. Es war der Ring der Verzweiflung, der sich immer enger und enger um sie schloss. Und je mehr sie sich wehrte, je mehr Luft sie in ihre Lungen atmen wollte, desto weniger Luft blieb ihr, bis schließlich die reine Panik in ihr erwachte und sie sich wie automatisch mit ihren Fingerspitzen am Hals berührte, um sich zu beruhigen. Ganz sachte streichelte sie sich und versuchte ruhig und gleichmäßig zu atmen. Doch es blieb dabei: Der Mönch des Christophorer Ordens würde sterben und nicht mehr auf die STERNENFAUST zurückkehren, wenn sie nicht mitspielte und eine Lösung für das Rätsel fand. So die Regeln. So das perfide Spiel der

unbekannten Wesenheit, die vor vier Stunden aus dem Nichts heraus auf der Brücke der STERNENFAUST als Lichtsäule materialisiert war und ihren Willen kundgetan hatte. Die Wesenheit hatte nach Dana Frost verlangt. Sie sollte allein auf den Planeten herunterkommen und Meister William auslösen.

Als die Lichtsäule erlosch und die Sicherheitsleute der Alpha-Schicht das Fehlen des Mönches bestätigt hatten, sahen alle auf der Brücke zu ihr herüber; einige wollten etwas zu ihr sagen und schwiegen dann doch, die Köpfe gesenkt. Stumm nickte sie schließlich in die Runde und machte sich auf den Weg zur Landefähre. Eine Stunde später betrat sie den unbekannten und bisher nicht registrierten Planeten. Sie nannte ihn spontan »Player« und betrat eine unscheinbare Felsnische.

*

Wieder klopfte Captain Frost nervös mit dem Fuß gegen den schwitzigen Boden.

»Also? Wie weiter mit dem Kinderspiel, das nur du gewinnen kannst. Ha, Kunststück auch!«

Betont lässig und mit Absicht arrogant hallten die Worte von den zerklüfteten Wänden wider. Ihre Laune bereute Dana Frost aber sofort. Wie von einer unsichtbaren Hand gepackt, wurde der Captain plötzlich zurückgeworfen. Ihr Rücken verformte sich bedrohlich, Schmerzen durchzogen ihre überdehnten Wirbel und sie meinte, auseinanderbrechen zu müssen. »Ich will doch nur einen Hinweis, ein wenig Hilfe …«

Noch bevor Captain Frost fiel, schob sich eine neue Kraft, nicht weniger heftig, von hinten ihr entgegen, und von außen sah es aus, als durchfuhren breite Wellen Captain Frosts Körper, schüttelten sie durch, rollten sie aus, zogen sie willkürlich zusammen und warfen sie schließlich achtlos auf den Steinboden. »Bitte, nur einen Fingerzeig …«, stöhnte sie heiser. Der violette Nebel kroch zu ihr heran und wand sich um die immer noch sportliche Figur des Captains. Doch davon merkte sie schon nichts mehr. Dana Frost war in einen tiefen Schlaf gefallen.

*

Dreimal Hilfe! Drei Joker zu 50 Möglichkeiten? Sollte Sie etwa sagen: der da … Ups, daneben gelegen … Dann eben der da … Oh, schade, der auch nicht, was für ein Pech! Dann will ich diesen da … Ja den, ganz sicher!

Das Spiel war im Gange. Die Regeln neu erklärt. Sie durfte jetzt dreimal die Wesenheit um Hilfe bitten. Musste aber mitspielen, so der Deal. Bis zum Ende mitspielen. Verweigerung hieß Tod. Sich irren, hieß Tod. Drei zu 50! Ist das nicht der Tod?

»Ich teile die Truppe. 25 hier. Und 25 da. Ich nehme meine erste Hilfestellung von dir in Anspruch und nehme die rechte Flanke. Ist er bei diesen 25 dabei?« Die Kolonne der Mönche teilte sich wie von Geisterhand.

»Nein, ist er nicht.«

»Gut. Bleibt also die linke Flanke. Da ist er dabei. Ich teile diese linke Gruppe wieder. 12 hier und 12 dort. Ich frage dich, ist es jene?« Captain Frosts Kinn zeigte sanft auf das Dutzend Männer, das sich auf ihren Wink hin von den anderen abgesetzt hatte.

»Ja, bei diesen 12 ist er dabei. Du hast nun nur noch eine Hilfestellung!«, echote die Stimme in ihrem Kopf.

»Und noch mal! Sechs hierher, sechs dahin.« Der Captain zeigte auf eine Gruppe. »Ist er bei diesen dabei?«

»Nein.«

»Wieder gut. Denn jetzt bleiben nur noch die sechs anderen Männer. Einer von sechs.«

»Aber du bekommst keine Hinweise mehr.«

»Wer weiß?« Dana Frost ging zu den übriggebliebenen Männern und begutachtete sie eindringlich. Alle anderen aus der Schar der kapuzentragenden Doppelgänger waren im violetten Nebel verschwunden. Sechs Meister Williams. Aber nur einer konnte der richtige sein.

Wieder ging sie um die Männer herum. Ihre Schritte hallten regelmäßig und mit dumpfem Echo von den Wänden der Höhle wider. Jeder Schritt ein Schachzug in ihrem Kopf. Jeder Schritt ein Gedanke, ein Gedanke wie eine Tür. Eine Tür, die aufgestoßen werden musste, wenn man wissen wollte, ob sich da ein Flur auftat, den man gehen konnte, vielleicht bis zum Ziel, oder ob nur eine nackte Wand hinter dem Verschlag lag. Sie blieb schließlich vor den Männern stehen und stellte die Beine etwas breiter. Die Hände auf dem Rücken nickte sie stumm und sagte zu sich selbst: Na dann los!

*

»Wer von euch ist Meister William?«

Der Mann rechts außen trat sogleich nach vorn aus dem Glied und sagte fast schüchtern: »Ich bin Meister William.« Er deutete eine kurze Verbeugung an.

»Gut, dann sind Sie es schon mal nicht!« Augenblicklich lösten sich die Konturen des angeblichen Mönches, der eben noch gesprochen hatte, auf, er sackte in einer Säule violetten Nebels zu Boden und verschwand.

»Ich trage es am Hals, der Anhänger ist …?« Fragend hob Dana Frost die Stimme. Der Mann in der Mitte trat vor: »Es ist ein Projektil.«

Captain Frost nickte zustimmend: »Sicher, sicher. Aber … das

wollte ich nicht wissen. Du bist raus!« Und wieder verflog eine Figur, löste sich auf und ließ die anderen vier mit dem Captain zurück.

»Das Projektil bedeutet …?« Dana Frosts Fuß tippte unruhig einen unsteten Takt auf den Höhlenboden und schaute die Männer herausfordernd an.

Ein Mann trat vor: »Bedenke, dass du sterblich bist!«

»Bravo! Ganz entzückend. Das macht mir viel mehr Spaß als vermutet. Aber schade. Nein! Du bist auch raus.« Nur noch drei Männer, aber die fremde Stimme in ihr begehrte auf: »Warum scheiden sie aus, die Antworten waren richtig, oder nicht?«

»Es sind die richtigen Antworten, aber immer der falsche Meister William. Die Doppelgänger mögen alles von ihm haben und von mir wissen, aber sie verhalten sich nicht, wie er sich verhalten würde. Diese Situation hier kann nur der wahre Meister meistern. Es geht nicht um mich. Deswegen aufgepasst: Er war nur Sand in meinen Augen …. wen meine ich da?«

Und wieder trat einer vor. »Yngvar. Du hast ihn geliebt und ihn verloren. Es tut mir so leid.«

»Ja, mir auch. Geh aus meinen Augen!« Dana Frosts Worte schnarrten härter als sie klingen sollten.

*

Die Stimme der Wesenheit in ihr überschlug sich, der violette Nebel füllte die Höhle mehr und mehr aus, wallte gegen die Tropfsteine an, floss an ihnen herab und bekam so noch mehr Schwung. Die Höhle schien zu kochen, der würzige Duft wurde dringender: »Aber halte ein! Wie kannst du so sicher sein?«

»Meister William ist die Hauptfigur. Er wird wissen, was die anderen jetzt nicht wissen können. Es ist nicht die Vergangenheit in meinem Kopf, es geht um das hier.« Sie machte eine weite Armbewegung und schaute um sich. »Als ich die Höhle betrat, hatte der richtige Meister William die Lösung schon für mich bereit. Du warst in mir und versuchtest ein ungleiches Spiel. Er beschränkte sich auf seine Fähigkeiten, *er* wird *mir* die Frage stellen, nicht andersherum!«

Nur noch zwei Männer in den typischen Kapuzenmänteln der Christophorer standen vor Captain Frost. Beide sollten eine Frage stellen. Einer räusperte sich: »Captain, darf ich fragen, was sie riechen?«

»Erlaubnis erteilt. Sie dürfen fragen. Und ich bin sicher, ich bekomme Sie nicht überredet, mit mir eine Tasse … davon zu trinken, oder … Meister William?« Dana Frosts Gesicht strahlte.

»Sie wissen doch, dass ich Tee dem Genuss von Kaffee vorziehe, Captain.

Allerdings hat Kaffee etwas für sich, wenn der Captain der

STERNENFAUST quasi der einzige Kaffee-Konsument auf dem riesigen Schiff ist. Ich hoffe, Sie verübeln mir meinen Eingriff in ihre Nase nicht, mir blieb nur die Reizung ihrer Geruchsrezeptoren als Mittel übrig, Ihre Sinne auf mich aufmerksam zu machen.«

»Mit Erfolg, wie wir sehen.« Und Dana Frost wies mit einer Bewegung auf den verfliegenden Schleier des letzten falschen Mönches neben sich, der schon nicht mehr zu erkennen war, als Meister William sich ihm zuwandte.

Dana Frost spürte erleichtert, wie wieder Luft ungestört in ihre Lunge strömte. Der Ring um ihre Brust lockerte sich. Die Stimme der Wesenheit, für beide hörbar, erklang:

*

»Ihr seid gute Spieler, Respekt! Aber mein Spiel war nur eine Bühne. Glaubtet ihr wirklich, eine mächtige Wesenheit wie ich, verliert sich in amüsanten, aber eigentlich grausamen Spielen? Ich wollte etwas über die Menschen erfahren und glaube, es gefunden zu haben. Ich habe euch unterschätzt. Das muss wohl daran liegen, dass ihr euch selbst überschätzt. Ich musste dieses Experiment durchführen, weil ich an Bord keine Antworten auf meine Fragen fand.«

»Du warst an Bord, um Antworten zu suchen?«, runzelte Captain Frost die Stirn.

»Ihr seid so widersprüchlich, so … voller Möglichkeiten, ihr schwankt zu allen Extremen, ihr pendelt zwischen Notwendigkeit und Freiheit, und je mehr ihr glaubt, frei zu sein, desto mehr seid ihr verstrickt in die von euch selbst geschaffenen Umstände, die ihr nicht mehr überblickt. Ihr lasst euch verführen, wie ferngesteuert lenken und mundtot machen, deshalb musste ich Captain Frost isolieren, sie für die anderen nehmen, als Vertreterin der Spezies, als Forschungssubstanz.«

»Forschungssubstanz?«, echoten beide.

»Der Hauptwiderspruch eurer Existenz ist das Wissen über Leben und Tod. Deshalb musste ich genau dort ansetzen. Bei der Frage um Leben und Tod.«

»Als Laborratte?«, wandte Meister William ein.

»Ist dir das zu unwürdig? Wieder so eine Widersprüchlichkeit. Denn ihr habt eure eigene Welt nur unterworfen und euch als Spezies entwickelt, weil ihr alles um euch her als Laborratte benutzt habt. Euer Ursprungplanet wäre beinahe daran zerbrochen! Ihr standet kurz vor der Selbstausrottung. War es nicht so? Richtet also nicht über mich! Und geht endlich. Geht nach Hause!«

*

Nach Hause. Ja, die STERNENFAUST war ihr zu Hause, so komisch

das auch klang! Die Höhle löste sich auf. Wie ein ausgewaschener Vorhang fiel sie in sich zusammen und gab den Blick auf die Landefähre frei. Auf dem Sand vor der Fähre wurden Captain Frost und Meister William auf eigenartige sternförmige weiße Blüten aufmerksam. Meister William bückte sich, besah sich das Phänomen von der Nähe und zuckte, zu Dana Frost gewandt, die Schultern: »Kaffeeblüten. Das sind Kaffeeblüten!«

Als sich Dana ebenfalls zu den Sternblüten hinabbeugte, verschwamm das Bild der Blüten. Violette Rauchkringel hoben sich statt ihrer in die Luft, und ein letztes Mal vernahm Captain Frost die Stimme der Wesenheit in sich. Doch sie sprach nicht, sie lachte leise.



Großangriff der Solaren Welten

von Guido Seifert und Sascha Vennemann

Die Menschheit kann es noch immer nicht fassen: Der Raisa der Kridan hat den Solaren Welten den Krieg erklärt.

Nach dem Anschlag auf Lor Els Auge und einen blutrünstigen Angriff auf eine Kolonie der Solaren Welten wollen die Mitglieder des Hohen Rats nicht länger tatenlos zusehen.

Sie blasen zum

Großangriff der Solaren Welten

* Krankheit, die eine Art »Paranoia-Fieber« hervorrief und die Solaren Welten einige Zeit in Atem hielt – Siehe STERNENFAUST Band 79 und 80

* siehe STERNENFAUST Band 92: »Widerstand«